

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.





F. Rothbart del.   Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Kaiser Konrad der Salier

und

das Wunderkind.



Ein Charaktergemälde aus den finstern Zeiten des Faustrechtes.

Der reifern Jugend und dem christlichen Volke zur Erkenntniß des Satzes:

„Gottes Wille ist mächtiger, als der des mächtigsten Sterblichen"

gewidmet

von

Eduard von Ambach,

dem Verfasser:

„Die Kinder der Witwe."

Mit einem Stahlstiche.

Wien, 1853.

Druck und Verlag der Mechitharisten-Congregations-Buchhandlung.



Vorwort.

Rufe mich an am Tage der Trübsal, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.

(Js. 49, 15.)

Aus der unerschöpflichen Fundgrube der Sagen und Traditionen der Vorzeit nahm ich den Stoff zu vorliegender Erzählung, und bearbeitete denselben um so mehr mit Vorliebe, weil sich in ihm auf wunderbare Weise die Wahrheit des Satzes bekräftigt: »Gottes Wille ist mächtiger als der des mächtigsten Sterblichen.«

Nicht der buntscheckigen Wiese der Märchen und Koboldsgeschichten, auf welcher man lächelnde Kinder in den Schlaf lullt, entsproßte diese Sage, sondern lediglich dem ernsten Boden des historischen Alterthums, und indem ich den Schleier grauer Vorzeit lüfte, entrollte ich vor den Augen meiner jugendlichen Leser Bilder, in welchen die rohe Kraft das Recht verhöhnte, und zeige ihnen Menschen, zu welchen das Schwert reden

mußte, nachdem sie taub gegen die Stimme der Religion, gegen die des Gesetzes und gegen die der Vernunft überhaupt blieben.

Konrad der Franke, auch genannt der Salier, war damals Kaiser des großen deutschen Reiches; die Vorsehung hatte ihn in einer Zeit auf den Thron gerufen, wo die Menschen sich gleich wilden Thieren zerfleischten, und wo das Recht des Stärkern allein als Gewicht in jene Wage fiel, durch deren Heben oder Senken man die guten und bösen Handlungen bestimmte. Schonende Milde, tollkühnen Wegelagerern und trotzigen, blutgierigen Räuberbanden gegenüber, konnte dem frech verletzten Gesetze weder Achtung noch Geltung verschaffen, weßhalb Konrad, dieses erkennend, wie ein eherner Riese das Schwert der Vergeltung schwang, auf daß die Feinde der staatlichen Ordnung ihm, dem Unüberwindlichen, gegenüber alsbald ihre Zwergennaturen erkennen, zum Kreuze kriechen und Buße thun möchten. Durch wohlberechnete und beharrlich durchgeführte Maßregeln brachte Konrad alsbald die Trotzigen in Abhängigkeit, wie er auch in äußern Unternehmungen eine der Würde des Reiches entsprechende Kraft entfaltete. Bei sol-

chem Thun bestimmte nun freilich oft blinder Zorneifer Konrads Handlungen und häufig vergaß er, Billigkeit sei eine nützliche Tugend, blinde Strenge sei gefährlich und das Märchen vom Löwen, der einer Maus schonte, die später aus Dankbarkeit seine Bande zernagte, in welchen er sich gefangen, sei gar beachtenswerth für das Schlafgemach eines Großen.

Aus diesem Grunde erschien Konrad, dem Strengen, manche seiner Handlungen, auf dem Reichsthrone sitzend, überall von der Sonne des Rechts beleuchtet, während dieselbe Handlung, in der Einsamkeit besehen, Flecken und schwarz überschattete Seiten bekam.

Der vorherrschende Charakter der deutschen Landesherrn jener Zeit konnte nach der Natur der Sache kein anderer, als der von den Urvätern überlieferte, die kriegerische Ritterlichkeit sein, und wie die meisten hervorragenden Fürsten des Alterthums trat auch Konrad in der Kriegereigenschaft auf, die diesem Stande anklebenden guten wie bösen Eigenschaften auf jenem Boden entfaltend, wo Sittenrohheit alle Stände, und Wahnfurcht, erzeugt von gespenstischem Aberglauben, die Gemüther durchdrang; wohl begann durch

das allmählige Aufleben der Wissenschaften bereits eine geistige Dämmerung im Staatsleben, die Augen der Meisten waren jedoch noch so sehr umflort, daß sie den schwachen Schein, der in das tiefe Dunkel hereinfiel, gar nicht gewahrten.

Den Ruf eines guten Regenten erlangte damals schon der, welcher sein Augenmerk auf die Herstellung des Rechtsschutzes richtete, und den Landfrieden so viel als möglich zu sichern suchte. Das that nun Konrad, wie schon erwähnt, mit seltenem Eifer und mit eiserner Strenge, so daß er aus jener Periode, die uns größtentheils das unedle Getriebe menschlicher Leidenschaften, ewige blutige Kämpfe um Familienansprüche und Lehens- und Successions-Streitigkeiten vor Augen führt, als ein großer Mann hervorragt, der mit menschlichen Schwächen hohe Tugenden verband, und dem es weder an Muth, noch an Geschick gebrach, die gleich wilden Thieren sich Zerfleischenden zu vernichten, zu fesseln oder zu zähmen. Daß selbst der Erste im Staate immer vom Ganzen, wie der Mittelpunkt des Cirkels vom Umkreise abhängig bleibe, und daß dieses Ganze lediglich Gottes Wille sei, das schien Kon-

rad, obwohl ein eifriger Streiter für das Kreuz, nicht genügend zu erkennen, bis ihm die Erlebnisse mit Heinrich dem Wunderkinde, in welchem seine Wahnfurcht den Räuber seiner Krone erblickte, unläugbar bewiesen, der Wille des Ewigen sei mächtiger, als der des mächtigsten Sterblichen, und die Unschuld, in den hilflosesten Umständen, sei nie ohne Schutz.

Durch keine Tugend wird Gott so sehr geehrt, als durch ein wahres inniges Vertrauen auf die unendliche Güte seines Vaterherzens, und Er läßt nur darum zu, daß unser Vertrauen zu den Menschen so oft getäuscht und zu Schanden wird, damit wir die Leere, den Unbestand und die Unzuverläßigkeit derselben auf die bitterste Weise erfahren, und unsere Zuflucht zu Ihm nehmen; den Fluch aber spricht Er über jene Ungläubigen aus, die sich lediglich auf einen Arm von Fleisch und Blut, oder auf List und Lüge stützen.

»Rufe mich an am Tage der Trübsal, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen,« so steht es geschrieben, und Die, welche in dieser meiner Erzählung, vom Glück und von den Menschen verlassen, so

thaten, an denen ging auch die Verheißung dieses Schrifttextes in Erfüllung, während jene der Fluch des Herrn traf, die sich auf ihre List, auf Lügen oder auf einen Arm von Fleisch und Blut stützten.

Mögen nun meine jugendlichen Leser aus den Bildern, welche ich ihnen aus einer alten Sage, die ich für sie bearbeitet, hier vor Augen führe, erkennen, daß wir vor allen Dingen auf Gott vertrauen, Ihn beständig anrufen und fest überzeugt sein sollen, unsere ganze Sache liege lediglich in seinen Händen; es ist dieß um so mehr nöthig, als es auch in unserm aufgeklärt sein wollenden Jahrhundert gar zahlreiche Menschen gibt, die nur auf List nnd Lüge und auf Arme von Fleisch und Blut sich stützen, und die nur dann hören, wenn endlich das Schwert zu ihnen spricht. Gefährlicher als der rohe Wegelagerer, der sich ehemals nur mit seines Gleichen zum eigenthumsfeindlichen Handstreiche verband, sind Solche, die zur schlechten That durch Verführungskünste edle Kräfte — Deutschlands Jugend — gewinnen wollen.

»Der Mensch denkt's und Gott lenkt's,« so heißt es im Sprichworte und da

gar deutlich während der letzten Jahre — wo das Gespenst des Faustrechtes, der Aufklärung zum Hohn, bluttriefend aller Orten spukte — die Wahrheit an das Licht der Sonne trat: Gott wolle nicht, daß das gelinge, was die Volksverderber ersonnen, so wird Er auch fürder den Einfluß dieser falschen Propheten schwächen und die Herzen der Jugend — der Blüthe des Vaterlandes — bei innigem Vertrauen zu ihm rein und ohne Falsch bewahren.

In der Absicht, das Vertraueu auf Gott, ohne dessen Segen Nichts gelingt, nach Kräften anzuregen schrieb diese Erzählung

Schloß Pähl im oberbaierischen Ammerthale
im Spätherbste des Jahres 1852.

der Verfasser
Eduard von Ambach.

I.

Der Todtenhügel.

Als Konrad, der Franke, von einer großen Versammlung geistlicher und weltlicher Stände zum Kaiser erwählt wurde, verheerte das Faustrecht, die furchtbarste aller Landplagen, das große, schöne und reiche Deutschland. Schon seit einem Jahrhundert hatte nämlich die Selbsthilfe dem Rathe des Neides, der Herrschsucht, der Rache und der Habgier gefolgt und der Ohnmacht des Gesetzes gespottet, dem nur zweckmäßige Dienstestreue aller Verbündeten Strafkraft und Achtung erwirken kann; durch Bestechungsmittel, besonders durch dargebotene Aussicht auf Plünderung und Beute, warb diese Selbsthilfe Habsüchtige zu Vollstreckern des unrechtlichen Willens und schreckte, gestützt auf die Schaaren verführter und verblendeter Eidgenossen, die Sachwalter übervortheilter Nachkommen zum gesetzwidrigen Dulden; Partheilichkeit verdrängte allen Gemeinsinn, und wo sich nicht bei Einmischungen in die verkümmerten Rechte Anderer die Aussicht auf Vortheil und Gewinn darbot, blieb selbst das Ruchloseste ungeahnt. Das Erbgut des fleißigen, sparsamen Bie-

dermannes galt empor gekommenen Räubern als Kampfpreis, denn der Sieg bevollmächtigte damals zu jeder Forderung; die Starken allein erfreuten sich angeborener, erschlichener oder erpreßter Rechte; Pflichten drückten nur die Schwachen. Zu all' diesem Unfug schwiegen Rügemeister und Turniervögte theils aus Lieblosigkeit, theils aus Selbstsucht, hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil sie sich mit den Mächtigen nicht zu entzweien getrauten; die Landfrieden hatten für die Förderung der öffentlichen Sicherheit nur fromme Wünsche, und Jene, welchen das Wilde und Gesetzlose des Zeitalters gefiel, frohlockten beim vollen Becher und ließen das Schwert leben, das nur im Sonnenschein und im Kampfe blank bleibe, in der Scheide aber vom Roste zerfressen werde.

Verheerend durch die Gauen hin wälzten die Mächtigen ihre gesetzwidrigen Siegeszüge und Alles, was das Vordringen derselben hemmte, wurde von dem rohen, kurzsichtigen Troß vernichtet; man fällte heilige Schnatbäume *) und schleifte in thörichter Verblendung Gränzvesten; man schwächte sich, um Zwingherren zu stärken und man vertändelte für schnöden Schall und für eitlen Schimmer den Boden des großen deutschen Reiches, welcher allein seinen Kindern Selbstständigkeit sichern konnte.

*) Schnat, Schnát, Snede, Schnitt, Strich — Gránze. Die Germanen bezeichneten ihre Gránzen durch grünende Báume.

Zerstücklung drohte dem gesammten deutschen Reiche, wenn nicht Eigennutz und Eigenhilfe, die gefährlichsten Todfeinde jedes Nähr- und Wehrbündnisses, ohne Säumen unter das eiserne Scepter des Gesetzes gebeugt würden.

In so schwierigen Verhältnissen nun ward Konrad, ein fränkischer Großer, den man nach seiner Abkunft oder seinen Erbgütern — den Salier — nannte, berufen das Staatsruder zu ergreifen; er führte es mit starker Hand und schwur auf den Gürtel Karls, des Großen: Weder Abkunft noch Rang, weder Tapferkeit noch Wissenschaft, weder geleistete noch gelobte Dienste sollten den Ruhe- und Friedensstörer vor dem Schwerte des Gesetzes schirmen, das ihn schon zerschmettern werde, wenn er sich nur rüste einen feindlichen Streich nach dem Liebesknoten, welcher das Gemeinwohl umfängt, zu führen.

Die Ritter und Herren beachteten diese kaiserliche Drohung jedoch nur wenig, und der Schneckengang einer eingeschüchterten Gerechtigkeitspflege, welche ihre Fühlhörner folgenscheu nach allen Himmelsrichtungen reckte, ehe sie sich fortbewegte, war auch nicht vermögend, den Wirren und den frechen Eingriffen und Gesetzesverletzungen erfolgreich Einhalt zu thun.

Da sann denn Konrad auf ein anderes energisches Mittel, und so wenig es ihm auch zusagen möchte dem Wahne nur durch die Schärfe des Schwertes widersprechen zu können, so nöthig fand er es

doch in Anbetracht der wilden Sitten und Gewohnheiten, die das ganze Reich mit Zerstücklung bedrohten. „Feigherzige Nachsicht," sprach er, „macht den Richter zum Sachwalter des Betrügers, zum Rückhalte des furchtsamen Diebes und zum Hehler des gestohlenen Gutes; da ich aber das Schlechte bekämpfen, und nicht will, daß es sich an mich anlehne, so rede das Schwert zu allen Jenen, welche taube Ohren haben für die Worte, die ihnen die göttlichen und weltlichen Gesetze verkünden!"

Seit Konrad, der Franke, den Entschluß gefaßt, das Schwert reden zu lassen, trug ihn sein Kampfroß schneller zum Ziele, als die diktatorische Erneuerung der Gesetze seiner Vorfahren wider Befehdung und Selbsthilfe; durch persönliche Würde, am häufigsten aber durch das Schwert schlichtete er, oft ehe die Sonne mit dem Monde wechselte, einen Rechtshandel, über den zu entscheiden sieben weise Meister wochenlang die Kapitularia durchblättert hätten.

Wie fast jede Sache zwei Seiten, so hatte auch dieses Thun Konrads eine gute und eine schlimme, denn da die Zwingherren sahen, der Kaiser nehme, trotz der diktirten Gesetze und trotz der angeordneten Rechtspflege, wichtige Angelegenheiten immer selbst in die Hand, so suchten sie die Eigenmacht auf gleiche Weise zu kräftigen, was natürlich die Unordnungen mehrte, denen der Kaiser zu steuern geschworen.

Unbekümmert wie das Gaugericht Zänker beschwichtigte, und überhaupt dem Schneckengang einer

Gerechtigkeitspflege abhold, welche, wie vorhin erwähnt, ihre Fühlhörner folgenscheu gegen alle Winde reckte, bevor sie sich entschloß etwas zu thun, kündete damals Graf Leopold von Hochfurth dem Gero von Radeborn offene Fehde an. Hochfurth war nach dem Geiste der damaligen Zeit wohl ein derber Ritter, Gottesfurcht zügelte aber in der Regel seinen rauhen Sinn und der, dem er sein Wort gegeben, konnte hoch und heilig bauen, Hochfurth werde es nicht brechen. Anders verhielt es sich jedoch mit Gero; er war ein zungengeläufiger, schlauer, verschmitzter Mann, der die Kunst verstand, seine Worte immer zu seinen Gunsten zu deuten und den Sinn der Sätze zu drehen und zu wenden, wie es ihm beliebte. Keine Handlung entsprang bei ihm aus reinem Borne und selbst das Geringste und Unscheinbarste unternahm er nicht, wenn für ihn nicht irgend ein Vortheil heraus sah. Um seine Habsucht mit dem Schwerte zu stillen, fehlte es ihm an Muth, und er gebrauchte daher eine andere Waffe — die List. Als Gränznachbar Hochfurths verlangte es ihn längst nach den schönen getreidereichen Gauen dieses Grafen, dessen ritterlicher Sinn und dessen eiserner Muth sich in der Stechbahn wie in mancher blutigen Fehde schon glänzend bewiesen. Daß er gegen diesen Tapfern mit Gewalt nichts auszurichten vermöge, das sah Gero von Radeborn nur allzu klar ein; um aber dennoch seines Herzens Gelüste nicht unbefriedigt zu lassen, marterte er sein Gehirn bei Tag wie bei Nacht, und alsbald entrollte sich vor ihm ein Plan so schwarz, wie

eine Nacht ohne Sternenschein und so giftig wie das Nest der Natter.

In Folge dieses Planes hatte Gero nun immer etwas an Hochfurth, seinem Gränznachbar, zu tadeln und eine Beschwerde um die andere bei ihm einzuschicken. Wenn Hochfurths Waffenknechte Brombeeren aus seinen Hecken pflückten, so eiferte er über Verletzung seines Eigenthums, und wenn ein Gewitterregen über die Hochlande des Grafen hinfuhr, und herabströmend Furchen in seine Felder riß, so muthete er dem Grafen zu, diesen Schaden ihm zu vergüten; kurz er belästigte den Leopold von Hochfurth so lange mit den unverschämtesten Zumuthungen und mit Beschwerden, im beleidigendsten Tone abgefaßt, bis diesem endlich der Faden der Geduld entzwei riß, und er, um dem streitsüchtigen Gränznachbar den ungewaschenen Mund zu stopfen, ihm einen Fehdebrief, in kurzen dürren Worten abgefaßt, zuschickte.

Nun hatte der arglistige Gero das, was er vorläufig haben wollte; er steckte den Fehdebrief zu sich, bestieg ein flinkes Roß und sprengte geradezu nach dem Hoflager des Kaisers hin. Die frömmste ehrlichste Miene heuchelnd, trat er, als ihm die Erlaubniß hiezu geworden, vor Konrad, ließ sich vor demselben auf ein Knie nieder, und nachdem er in dieser demüthigen Stellung sein Haupt bis zur Erde gebeugt, klagte er den Grafen Leopold von Hochfurth des Landfriedensbruches an. „Längst stachen,“ sprach der lügenhafte Heuchler, „dem Hochfurther meine Besitzungen in die Augen, und um mich unter

einem Scheingrunde des Rechts um Eigenthum, Freiheit und Leben bringen zu können, neckte er mich so lange, bis ich endlich in gerechtem Zorn meine Schwäche ihm gegenüber vergaß und ihn hart anließ, ihm geradezu eröffnend, er möge mich in Zukunft in Ruhe lassen oder bei den Gaugerichten über mich Klage anbringen, wenn mein oder das Benehmen meiner Leute ihm einen rechtlichen Grund hiezu bieten. Jene weisen und rechtlichen Richter, welche nach dem Willen der kaiserlichen Majestät die Wage halten, um über Recht und Unrecht zu entscheiden, werden dann schon den Streit schlichten. Da höhnte mir Leopold zu, er kümmere sich nichts um die Gaugerichte" log Gero von Radeborn, „und als ich ihn, um seinen wilden Sinn einzuschüchtern, auf Euern Schwur aufmerksam machte, welchen Ihr gnädigster Herr auf den Gürtel Karls, des Großen, ablegtet, und in Folge dessen den das Schwert der Gerechtigkeit treffen soll, der den Liebesknoten des Gemeinwohls mit einem feindlichen Streiche bedroht, so wendete er mir verächtlich den Rücken zu, lachte, daß das Echo der Berge wiederhallte, und ging davon. An dem Abende desselben Tages erhielt ich den Fehdebrief und meine Angst trieb mich nun hieher, um mir Gnade und Schutz gegen einen an Macht weit überlegenen Gegner, von dessen wildem Sinne man sich des Aergsten versehen darf, unterthänigst zu erbitten."

„Erhebt Euch Gero von Radeborn!" sprach Kaiser Konrad, als der lügenhafte Berichterstatter

schwieg; ein mächtiger Zorn flammte aus den Augen der Majestät, welche ihre Gebote und sogar den Schwur, den sie auf den Gürtel Karls, des Großen, gethan, verhöhnt sah. Zweimal maß Konrad schweigend mit klingendem Sporntritte das hoch gewölbte mit Wappen und Waffen verzierte Gemach, dann blieb er plötzlich stehen, und indem seine Stirne so finster wurde wie ein frisch gepflügtes Ackerland, sprach er: „Die beleidigte Majestät, wie das Gemeinwohl erheischen, daß ein Strafbeispiel gegeben werde, und in Erwägung dessen schwöre ich beim heiligen Kreuze unseres Erlösers, nicht eher eine Messe zu hören und des göttlichen Segens mich für würdig zu halten, bis das Blut dieses Empörers den Sand vor meinen Füssen geröthet und bis ich die Flamme der Zerstörung durch seinen Felsenhorst wüthen und denselben in Asche zusammenbrechen gesehen habe!"

Ob dieses Schwures, den Konrad, durch ein schändliches Lügengewebe verblendet, that, freute sich Gero, daß ihm darob das schlechte Herz in der ränkevollen Brust lachte; äußerlich aber sah er so bestürzt aus, als gräme er sich ob des Schicksals dessen, der ihn, wie er log, zu verderben bestrebt sei.

In den nächsten Tagen verkündete die Acht dem Grafen Leopold von Hochfurth des Kaisers Zorn, und die Hälfte seiner Mannschaft wendete sich eingeschüchtert von ihm ab; dieser muthige Mann, der nicht begreifen konnte, weßhalb man ihn mit der Acht belegt, vertraute jedoch in seinem schlichten frommen

Sinne Gott, verhielt sich ruhig und traf mit denen, die ihm treu geblieben, alle Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung, um Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Daß die Hälfte seiner Reisigen ihn verlassen, darüber empfand er weder Schmerz noch Besorgniß; er meinte vielmehr es sei dieß eine heilsame Beitze, in welcher sich das Echte von dem Unechten geschieden.

Wie Haifische um einen sinkenden Schwimmer im Meere, so sammelten sich alsbald feindliche Bogenschützen und Lanzner auf den Grundbesitzungen des mit der Acht Belegten. Diese rohen Kriegsknechte verwüsteten das Leblose, tödteten, was Leben hielt, und drängten mit ihrer Uebermacht Leopolds Reisige aller Orten zurück, eine Wagenburg um Hochfurth ziehend.

Leopold wehrte sich mit jenem Muthe, den nur das Bewußtsein des guten Rechts verleiht; die siegreichsten Ausfälle schadeten jedoch ihm, dem Belagerten, mehr, als dem Reichsheere; sie schwächten nämlich sein sehr zusammengeschmolzenes Häuflein und bürdeten ihm durch die zahlreichen Gefangenen, die er machte, noch gierige Fresser auf, welche den kärglichen Mundvorrath schmälerten.

Kaiser Konrad, der bei der Belagerung und Berennung Hochfurths persönlich zugegen war, ließ nun alle Wasserleitungen von der so schwer bedrängten Burg abschneiden, und die Getreideschober mit Feuerpfeilen in Brand schießen, so daß bald bei Tag wie bei Nacht Flammen und pechschwarze Rauchwolken von Hochfurth zum Himmel empor

stiegen. Wie beim Sturm in der Sahara der Sand herumjagt, so flogen glühende Getreidekörner von den in Brand gesteckten Scheuern auf; Warte an Warte stürzte nieder und bedeckte all' das mit Schutt und Trümmern, was die Belagerten unter fast übermenschlichen Anstrengungen der Brunst entrissen, die, nun von Hunger gequält, gefallene Hausthiere verzehrten und das Regenwasser auffingen, um den brennenden Durst zu kühlen. Da der an allen Orten gegenwärtige und durch stete Zuzüge verstärkte Feind die Belagerten zu einer ruhelosen Thätigkeit zwang, so stellten sich alsbald auch böse Seuchen bei ihnen ein, die Reihen der Zinnenhüter immer mehr lichtend, so daß endlich auch die Kriegsgefangenen auf die Wache beordert werden mußten. Das machten sich nun diese, das gegebene Wort brechend, zu Nutzen; sie stahlen Waffen und fielen den Burgsaßen in den Rücken. Ein schauderhafter Kampf raste auf der Brandstätte. Kalte Tapferkeit schlug sich mit der Verzweiflung, und wie der Tod den hinterlistigen Meuchelmördern unzerbrechliche Ketten anlegte, so stürzte zugleich auch eine große Menge der von Kampf, Entbehrung und Schlaflosigkeit ermüdeten Hochfurther i'ns Grab, so daß Leopold alsbald nicht mehr im Stande war die Wehrmauern besetzt zu halten, welche auch in ihrem Zerfalle noch den Geschützen des Reichsheeres trotzten, wie die Alpen dem Hagelschauer.

Nun ließ Konrad sein Heer zum Sturme anstellen, und als die Berennung unter wildem Sie-

gesgeschrei begann, fielen brennende Pechballen so zahlreich wie Schneeflocken auf Leopolds Getreue. Die Unmöglichkeit erkennend, sich fürder im Freien zu halten, zog sich das wackere Häuflein in einen feuerfesten Keller zurück, und nachdem es die eiserne Pforte verrammelt, sahen nun Alle jener Stunde entgegen, in welcher es galt, Hungers zu sterben, oder nach kurzer unnützer Gegenwehr den Waffenknechten des erzürnten strengen Kaisers zu erliegen.

Da der so schwer bedrängte Graf auch jetzt noch seinen Gleichmuth und sein felsenfestes Gottvertrauen beibehielt, so verabredeten sich die getreuen Waffenknechte des so tapfern Ritters, dessen Muth keine Gefahr zu beugen im Stande war, zur Rettung ihres geliebten Herrn und seiner Burgfrau, eines Wesens voll Zucht, voll Frömmigkeit und Milde, das Äußerste zu wagen. Noch einmal sammelten sie die fast gebrochenen Kräfte, und durchgruben mit ihren Schwertern und Lanzen das Hochland, welches einst die stolze Burg getragen, und über dem nun nur mehr rauchgeschwärzte Trümmer finster und trauernd zu den Thälern niederschauten. Dieser unterirdische Gang, welchen aufopfernde Liebe todesmuthig zur Flucht öffnete, führte in einen moorigen Vorwald; etwa hundert Schritte weiter zurück lagen die Belagerer auf der Lauer. Jetzt galt es Rettung oder sichern Tod, und da jedes Zögern verderblich werden konnte, so drangen Alle in den Grafen, so rasch er es vermöge, mit

Gerberga der Gebieterin, welche während der Belagerung die Kranken gepflegt, die Verwundeten verbunden und die Sterbenden getröstet und mit ihnen gebetet hatte, durch die Oeffnung in den Wald und mit Gottes Hilfe in die Freiheit zu entschlüpfen.

Der wackere Leopold schüttelte jedoch, gerührt von so viel Liebe und Treue, das von dunkeln Locken umwallte Haupt, auf das Bestimmteste erklärend, nur mit seinen Getreuen, den freiwilligen Unglücksgenossen eines Geächteten, in's Leben zurückzukehren.

„Wohlan, so folgen wir Euch!" riefen die Knechte ungestüm, drängten die zitternde und leise betende Gerberga, die das erste theure Pfand ihrer bis jetzt glücklichen Ehe unter dem Herzen trug, durch den dunkeln Gang hin, und Leopold folgte mit gezogenem Schwerte. Schon glänzte die Sonne mit mildem warmem Strahle zu den Fliehenden durch die Oeffnung herein, die in's Freie führte, schon wehte die Luft den harzigen Geruch der Tannen und den Duft der Wiesenblumen herzu, als ein dumpfes Gepolter durch den Gang her dröhnte, den eben der letzte Mann verlassen.

„Die Schweißhunde sind uns auf der Fährte!" rief da ein wackerer Kämpfer, Klaus Freydank, und seinem Herrn, dem Grafen Leopold von Hochfurth, bewegt die Hand zum Abschied drückend, stürzte er mit gezogenem Schwerte zurück in den umnachteten Schacht, wo nur immer ein Mann gegen

den andern fechten konnte. Die Reisigen alle folgten ihm.

Das ängstliche Haupt gelehnt an die Brust des Gatten, innerhalb welcher sein wackeres Herz stürmisch pochte, stand Gerberga da in dem Schatten der Büsche, und unschlüssig wußte Leopold nicht, was er beginnen sollte. „Unter den Trümmern meiner Stammburg," sprach er endlich leise, „fand ich den köstlichsten Schatz — Treue bis in den Tod —; darf ich fliehen, während sie Alle für mich sterben?" —

Gerberga antwortete nicht, und schon machte Leopold einen Schritt rückwärts, um Theil zu nehmen an dem letzten Kampfe der Seinen, als Robert Freydank, der Sohn des wackern Klaus, in athemloser Hast aus dem feuchten Keller rannte und, sichtlich nach Athem ringend, zu dem Grafen sprach: „Mein Vater läßt Euch bitten und beschwören zu fliehen, so rasch Ihr könnt und so tief als möglich in den Wald hinein. Kaiser Konrad ließ zur Waffenruhe blasen; er fordert Euch. Eine Stunde gab er Denen im Keller Bedenkzeit, und diese für Euch so kostbare Zeit sollt Ihr nun nützen, läßt Euch der Vater sagen; Alle werden leichter kämpfen, wissen sie Euch ferne und geborgen, meinte der Vater, und wenn es auch zu sterben gälte, so wisse man doch, wofür man das Opfer bringe. Der Vater hofft sich übrigens noch durchzuschlagen; wenn es aber Gott, dem er vertraut, anders fügen sollte, so möget Ihr, Herr Ritter, und Gerberga Vater- und Mutterstelle an mir vertreten. So wünscht's der Vater" sprach Robert Frey-

dank, ein Jüngling von sechzehn Jahren, indem er eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte und den Grafen beim Arme faßte, ihn zur Flucht beschwörend. Selbst bis zu Thränen von so viel Aufopferung gerührt, eilte Leopold, Gerberga stützend, durch die Büsche; als er aber alsbald wieder unschlüssig stehen blieb, sprach Robert: „Nachdem der Vater mir das heilige Kreuz gemacht, schob er mir zwei Laibe Brod und einen mit Wein gefüllten Krug, was er für den Augenblick der höchsten Noth für Euch und Gerberga aufgespart, in den Waldsack, mir noch zurufend:" „„Werde brav Junge, und leiste Treue deinem Herrn in Noth-und Tod; wenn er meinem Rathe nicht folgen und nicht fliehen will, so sag' ihm, daß er sich gar arg an Gott versündige, auf dessen Eingebung allein wir mit unsern Schwertern ihm die Gasse zur Freiheit geöffnet.""

So rührend zur Flucht gebeten, und zu seiner und Gerbergas Rettung aufgefordert, konnte auch Leopold nicht länger widerstehen; er eilte fort in den Wald hinein und die Seelenangst verlieh Gerberga Kraft und Stärke; schnell und ohne sichtbare Anstrengung verfolgte sie den Pfad der Rettung.

Während das geschah, hatte Kaiser Konrad wirklich, wie Klaus Freydank durch seinen Sohn Robert dem geächteten Grafen sagen ließ, zur Waffenruhe die Hüfthörner erschallen lassen. Als seine Lanzner nämlich mit Mauerbrechern das eiserne Thor des verrammelten Kellers sprengten, und hinein eilten in das schwarze unheimliche Loch, wo alsbald

Schwertergeklirr ertönte, fühlte er ein menschliches Rühren. Genug des Blutes war geflossen, und er ließ durch einen Herold das ganze todesmuthige Häuflein in den Vordergrund des erbrochenen Kellergewölbes rufen.

„Legt die Waffen nieder!" gebot der Kaiser den Hochfurthern, welche furchtlos auf die aufgelegten Bolzen der Bogenschützen blickten. „Uebergebt euern Verführer meiner Willkür; ich schwöre es beim heiligen Kreuze, daß Jeder von euch dann unangefochten von hinnen gehen kann."

„Gott mag von uns unsern Herrn fordern," entgegnete Klaus Freydank, „Ihm übergeben wir ihn ohne Murren; gegen die Bosheit der Welt aber vertheidigen wir ihn, so lange es Gott gefällt, daß wir unter den Lebenden wandeln."

„Arme Verblendete!" rief Konrad in mildem Tone, „die Verzweiflung trotzet aus euch; besinnt euch eines Bessern; eine Stunde habt ihr Bedenkzeit. Kammermeister Fichtenstein," wendete er sich dann zu einem stattlichen Ritter, „lasset die Humpen mit edlem perlendem Weine füllen und Speisen herbeibringen, damit sich diese armen Leute stärken, und auf daß ihnen das Leben wieder werth gemacht werde."

„Bemüht Euch nicht Herr Ritter!" rief Freydank dem Kammermeister zu; „der Reitz des Lebens besticht nie Männer, welche sich den Tod durch eine wackere, gottgefällige That zu versüßen wissen."

„Hütet Euch, kecker Mann, meinen huldreichen Kaiser zu erzürnen," begann da Gero von Radeborn; überliefert den Friedensstörer der Strafgerechtigkeit und verschwendet nicht euer Leben."

„Wortverdrehender Angeber!" brach da Freydank los, dessen gesunder Menschenverstand in der letzten Stunde des Lebens ihn das schlechte Spiel Geros durchschauen ließ, welches sich dieser Ränkevolle mit dem strengen Konrad, von Neid und Habsucht getrieben, zum Verderben des ritterlichen Leopold von Hochfurth zu unternehmen getraute. „Benütze den Mordlohn, dir Freunde für die Zukunft zu erkaufen; ergötze du dich an Speisen und Wein, damit du im Rausche deine Sünden vergessest; wir helfen uns ohne all' das durchs Leben, Gott vertrauend, Er werde uns im Sterben gnädig sein!"

„Genug des eitlen Geschwätzes!" sprach da der Kaiser, „nützet die Stunde, die ich euch zur Bedenkzeit gegeben, und stärket und labet euch an dem, was meine Gnade euch vorsetzen läßt!"

Obgleich der Hunger und Durst die ihrem Herrn bis in den Tod Getreuen seit Tagen schon quälte, so ließen sie doch jetzt die Speisen unberührt und wiesen die mit Wein gefüllten Becher zurück, ohne daran zu nippen; auch nahmen sie die Stunde Bedenkzeit nur an, damit ihr geliebter Herr tiefer in den Wald hinein und sicherer zur Rettung gelange. Klaus Freydank, diese seltene treue Seele, gab nun Einigen, auf die er sich am entschiedensten verlassen konnte, leise den Auftrag, zurückzugehen und den Weg, den

sie hinaus ins Freie gegraben, zu verschütten, auf daß, wenn der letzte Kampf geschlagen und sie zu leben aufgehört, der Pfad nicht entdeckt werde, auf welchem Leopold aus dem Keller und in die Freiheit gelangte. Wie Klaus ihnen geheißen, so thaten diese wackern Leute, und als eben die Stunde umfloß, war auch jene Spur verwischt, wo aufopfernde Liebe und Treue den Burgherrn und die Burgfrau durch die Nacht der Erde hinaus zum Sonnenlichte, zum Leben und in die Freiheit gegraben.

„Wo ist Hochfurth? Gebt ihn heraus!" rief noch einmal, nachdem die Gnadenfrist abgelaufen, Kaiser Konrad. Todesmuthig schüttelten die in dem Keller die von der Ahnung eines raschen Hinganges geisterhaft überwehten Gesichter. Ob solcher Hartnäckigkeit und ob so trotziger Verschmähung seiner Gnade erwachte heftiger als je des Kaisers Zorn. „Soll ich hier rechten mit Missethätern!" rief er ergrimmt; „soll ich warten, bis es den Verächtern der Landeshoheit gefällig ist, mir Bescheid zu geben? Die Nachwelt würde meine Schwäche tadeln, thäte ich so, und zu denen, die meine Gnade und alle Vernunft verschmähten, rede nun das Schwert!" Nach diesen Worten wendete sich Konrad ab, hüllte sich, während seine Stirne wieder so finster wurde, wie ein frisch gepflügtes Ackerland, in seinen Purpurmantel und befahl seinen Reisigen den Angriff.

Wie zusammengekoppelte Hunde auf das umgarnte Wild, wenn der Jäger die Stränge löst, stürz-

ten sich die wilden Waffenknechte in den Keller, und als die Getreuen nach heldenkühner Gegenwehr bis zum letzten Manne unter dem Schwerte gefallen waren, zog man die Leichname alle heraus in das Licht der Sonne.

Gero von Radeborn betrachtete Jeden der bleichen und nun so stummen Zeugen seiner verruchten That, um die Ueberzeugung zu gewinnen, er habe seinen Feind nicht mehr zu fürchten. Diese Ueberzeugung sollte ihn jedoch nicht erfreuen, denn das Kellergewölbe war bereits ausgeräumt, Graf Leopold von Hochfurth aber wurde weder todt noch lebendig aufgefunden.

„Der Teufel hat ihm durchgeholfen!" sprach da, im Innern von Schauer überkommen, Gero, den Kaiser belügend, er habe schon häufig vernommen, der Hochfurther treibe Schwarzkünste. Diese Verläumdung begünstigte der Umstand, daß Leopold, in dessen Vertheidigung all' die Seinen gefallen, nun nicht aufgefunden wurde. Da ließ denn der ergrimmte Kaiser durch den Nachrichter das Wappenschild des Geächteten zerschlagen, und von einem Mönche die Burgstätte verfluchen, auf daß sie wüst und öde bleibe, so lange die Deutschen vor dem Kreuze Christi das Knie beugen; zehn Pfund Blechpfennige wurden auf den Kopf des Landfriedenstörers und Schwarzkünstlers gesetzt und befohlen die Helfershelfer des Geächteten unbegraben, als Beute wilder Thiere, unter freiem Himmel liegen zu lassen. Auf dieser unheimlichen Stätte, wo ob einer schmählichen Lüge Blut in Strömen geflossen, und der Tod in den

schauerlichsten Gruppirungen seinen finstern Thron aufgeschlagen hatte, belehnte Konrad sodann den Gero von Radeborn mit den Gütern des für vogelfrei Erklärten. Fichtenstein schüttelte den Kopf und sprach finster vor sich hin, indem er seinen Blick über die Gefallenen, die man wieder hinab in den Keller geschleudert, schweifen ließ: „So viel Pflichttreue und nicht einmal ein ehrliches Begräbniß in geweihter Erde!“ — Der Kaiser, der Fichtensteins Worte vernommen, warf diesem einen strafenden Blick zu; der Kammermeister verstummte; ein stilles andächtiges Vaterunser betete er für die Heimgegangenen, deren Treue sich wie edles Metall im Feuer bewährte; gar finster wurde dabei seine Miene und von Wehmuth überkommen, wendete er dem Todtenhügel den Rücken zu.

II.

Der auf der Bärenjagd Verirrte.

Während auf Hochfurth das Blut aufopfernder Treue floß, das Wappen des Grafen von dem Nachrichter zerschlagen und die Stätte selbst, wo die stolze Ahnenburg einst stand, von einem Mönche verflucht wurde, blieb Leopold, der Geächtete, der mit der bleichen Burgfrau durch die Wildniß irrte, oft stehen, als könne er durch Harren die Tugend seiner Braven

lohnen, die, wie er es ahnte, sich für ihn geopfert; Robert Freydank ergriff aber dann jedesmal mit einem flehenden Ausdruck in der Miene des Herrn Hand, ihn bittend, die Zeit zu nützen, um so viel Raum als möglich zwischen sie, die Fliehenden, und ihre unerbittlichen Feinde zu bringen. Von einem dumpfen Schmerz betäubt, der in seinem Innern wühlte, gab Leopold den Bitten des Jünglings nach, für den er künftig Vater sein sollte, und die Furcht vom Feinde dennoch entdeckt werden zu können, verlieh Gerberga die Ausdauer eines abgehärteten Mannes.

Robert bahnte, fast immer voran schreitend, den Weg, indem er mit einem starken Waidmesser das Gestrüpp da durchhieb, wo es Noth that, fortwährend vor sich hin murrend und die Ungeschlachtheit des Kaisers tadelnd, der, wie sich der Jüngling ausdrückte, fromme, biedere Leute wie Poltergeister hinaus in die Wildniß trieb, als sollten sie dort mit dem Bösen aus einem Topfe essen.

An einem dunkeln Orte, wo unter den Blätterkronen uralter Eichen weiches trockenes Moos in Menge aufwucherte, wagten endlich die Flüchtenden auszuruhen; hier durfte nun der Jüngling unschädliche Pilze und Waldbeeren sammeln, um den Durst des Grafen und der Gräfin zu mindern, die das Brod und den Wein so lange zurück behalten wollten, als es nur immer, um nicht zu erliegen, geschehen konnte.

Auch jetzt noch hoffte Leopold einen oder den andern seiner wackern Reisigen wieder zu sehen; er

vermuthete dieß um so sicherer, als er nicht wissen konnte, daß die höchste Liebe und Aufopferung für ihn den unterirdischen Weg verschüttet habe, um jede Spur seiner Flucht zu verwischen; er vertraute — hoffte und harrte. Da aber der Abend kam, die Dämmerung des Waldes in tiefes Dunkel verwandelnd, so gab er sie Alle für verloren; hin warf er sich auf die Kniee, entblößte das sorgenschwere Haupt und betete zu Gott für die Seelen der Abgeschiedenen; hierauf versank er in ein tiefes wehmuthsvolles Schweigen. Während der Nacht hielt Leopold, das gezogene Schwert in der starken Faust, Wache neben der Lagerstätte Gerberga's, die, gehüllt in den Mantel des Gatten, auf dem weichen Moose den tiefen Schlummer der höchsten Entkräftung schlief. Zu dieser Vorsicht ward Leopold, selbst erschöpft und müde, durch das dumpfe Brummen veranlaßt, welches mancher auf Raub umherschleichende Bär zwischen Baum und Busch vernehmen ließ. Wohl bat Robert, daß er Wache halten dürfe, während sein Herr und Gerberga durch Schlaf sich stärken sollten; der Jüngling aber sah, während er so thun wollte, so schlaftrunken aus, daß man aus seinem gähnenden Munde und aus seinen trüben Augen wohl den Schluß machen konnte, das Bleigewicht des Schlafes werde ihn bald nieder auf den Rasen ziehen, ihm die Augenlider zudrücken und ihn so von seinem Wachposten ablösen.

Als die Frühsonne ihre ersten Strahlen durch die dichte Laubdecke des Waldes herein sendete, erschrack jedes der Erwachenden vor dem bleichen Gesichte des

andern; schwere Nebelwolken dampften durch den ungeheuern Forst, und da der Geächtete noch tiefer in die Wildniß hineinzuwandeln beschloß, so zog er jetzt sein Messer, machte drei Kreuze auf die untere Kruste eines der Brodlaibe und schnitt ihn an, nachdem sie zuvor vereint den Morgen mit einem inbrünstigen Gebet begrüßten. Nach so vielen Strapatzen und Mühen mundete ihnen das liebe Brod besser als irgend eines der köstlichsten Gerichte, das in den Tagen des Glückes oft auf ihrer reichbesetzten Tafel erschienen. Gar sehr der Stärkung bedürfend, nippte Jedes nur ein klein wenig von dem Weine und Alle fühlten sich darauf bald wunderbar gestärkt.

So sorglos, als befinde er sich noch in dem Hause des Ueberflusses sang Robert in seinem frohen Jugendsinne ein Morgenlied, und das Gefaßtsein des Jünglings, der feste, sichere Ton seiner Stimme und seine launigen Trostsprüchlein wirkten wohlthätig auf das Gemüth des Grafen. Die ganze Schwere seines Unglückes überblickend, erkannte er lebhaft jetzt die Schätze, die ihm geblieben: Ein treues edles Weib, ein ritterlicher, dienstfertiger Jüngling und Freiheit und Hoffnung. „Meine Freunde sind in Gottes Hand," sprach er zwar noch mit bebender Stimme; in seinem Blicke, in seiner Haltung, wie in seinem ganzen Wesen drückte sich aber jetzt mehr Fassung, wie am verwichenen Tage aus.

Unverdrossen wanderte der Geächtete mit den Seinen noch drei Tage durch die Wildniß; nach Zurücklegung dieses beschwerlichen, mühevollen Weges

langten die immer mehr entkräfteten Flüchtlinge an einer murmelnden Quelle an, die in Mitte der Einsamkeit ihr perlendes schäumendes Naß über klare Kiesel wälzte. Graf Leopold von Hochfurth schaute sich rings um, nach kurzem Prüfen beschließend, hier den Wohnsitz der Verbannung aufzuschlagen.

Unter überhängenden dunkeln Felsen fand der Geächtete mit Gerberga und dem treuen Jüngling Schutz gegen die rauhen Stürme aus Norden; junge Fichten boten ihm Hüttenpfähle dar und biegsames Reisig zu Wandhürden, während die Bachufer Schilf zum Dache und zu Lagermatten reichten; wilde Obstbäume prangten am Bergrücken mit rothwangigen saftigen Früchten; Bienenschwärme umsummten die alten Stämme, wohin sie ihren Wintervorrath gesammelt, die Süßigkeit desselben dem lüsternen Menschen verrathend, und Stoff zu Brod erblickte das Auge hier in Eicheln und Buchnüssen.

Als der Abend zu dämmern begann, zogen durch diesen stillen Hain, wo wahrhaftig der Friede Gottes waltete, Rehe und Elenthiere *) heerdenweise um das Felsenhorn, und es mußte, wie es dem Grafen däuchte, nicht eben schwer sein, unvorsichtige in Schlingen zu fangen. Mithin fehlte den neuen Ansiedlern, sobald sich nur die Genügsamkeit zu ihnen gesellte, nichts; als edle Trösterin öffnete die Natur hier ihren fruchtbaren Schooß, und stärkender, erkräfti-

*) Wahrscheinlich vom altdeutschen Worte: Ein, Ellen — Stärke.

gender Arbeit sollten die Verbannten alsbald jene Zufriedenheit verdanken, welche zwar allen Menschen aus einer leicht absehbaren Ferne winkt, Schwelgern und Müßiggängern aber, die nach ihr haschen, stets wie ein glatter Aal entschlüpft.

Der Sommer und ein Theil des Herbstes schwand unter den Vorbereitungen zum Winter hin; Robert fing in den nahen Teichen Fische, jagte, brannte Kohlen und zähmte eine Elenkuh, die er in einer mit Reisig bedeckten Fallgrube gefangen. So ungeschickt er auch anfangs die Dinge angriff, so erlangte er doch von Tag zu Tag mehr Gewandtheit, und jede seiner Vorrichtungen wurde nutzbar für die kleine Genossenschaft. Graf Leopold baute, zäunte, höhlte Geschirre, nahm Honig aus den Bäumen, nachdem er zuvor durch Harz den Bienenschwärmen die alten Wohnungen entleidet und sie vermittelst einer sogenannten Bienensalbe reitzte, jene zu beziehen, die ihm handgerecht waren. Um die Kleidung zu schonen, die hier in der Wildniß bald zerfetzt von den Dornranken und anderem Gestrüpp vom Leibe gefallen wäre, wählte man Rehdecken, und für den Winter sollte der Bär sein warmes zottiges Fell ablassen.

Auf andere Weise beschäftigte sich Gerberga; sie dörrte Fische, Obst, Eicheln und Buchnüße, zerrieb die letztern zu Mehl, buck, wusch, verfertigte Wämser von Wildhäuten, und besorgte so mit aller Umsicht und mit allem Fleiße das Innere des Haushaltes.

Unter solchen Beschäftigungen zertheilte allmälig die Hoffnung den Nebel von jenen Höhen und Thälern der Zukunft, welche den Flüchtlingen anfangs mit ewigem Eise bedeckt erschienen; unerfroren zeigte sie ihnen dort die Wurzel der Freude. Trotz so mancher Entbehrung hatte sie der liebe Gott bis jetzt gesund erhalten, und da Frau Gerberga fühlte, die Zeit sei nun gekommen, wo sie der Siedelei am Felsenborne vermittels der Gnade Gottes einen neuen Insassen geben werde, so schickte der Graf den Jüngling hinaus in den Wald, auf daß er, bevor Schnee falle, was demnächst geschehen konnte, noch trockenes Moos, so viel als möglich herbeischaffe. Zu jeder Dienstesleistung von Herzen gerne bereit, und denen auf den Wink gehorchend, die er nun Vater und Mutter nannte, füllte er seinen Birkenkrug mit Wasser, und steckte Honig und Brod, aus dem Mehl von Buchnüßen gebacken, wie auch einige am Feuer getrocknete Fische in den Waldsack. Heiter und wohlgemuth ging Robert dann, nachdem er so gethan und sich ordentlich bewehrt hatte, in den Forst hinein.

So oft der muthvolle Jüngling bis jetzt einen Bären brummen gehört, schwellte ihm ein fast unbezähmbares Verlangen die Brust, den Kampf mit einem solchen aufzunehmen, und nur das Verbot des Grafen hielt ihn bis jetzt zurück, das Wagniß zu unternehmen. Roberts Waffen bestanden aus einer Armbrust, aus Bolzen, die er selbst geschnitzt, mit eingeklemmten vorragenden Otterzähnen, aus einem Messer und aus Leopolds Ritterschwert, das ihm

dieser zum Schutze lieh, wenn er allein in den Wald ging. So ausgerüstet hielt sich Robert für stark genug, dem König der Wildniß, dem zottigen Bären, in den Weg zu treten und ihm blutige Fehde anzukünden; die Beute sollte ihm, wie er hoffte, Hochfurth's Verzeihung gewinnen. Nach allen Seiten lauschend, wanderte Robert dem ziemlich fernen Moosplatze zu und — welche Freude für den muthigen Jungen — ehe er Dreiviertel des Weges zurückgelegt hatte, wiederhallte aus dem Eichenhain ein dumpfes Gebrumme.

Das Herz hämmerte in des Jünglings Brust; er barg sich hinter einem der riesigen Stämme, die kaum drei Männer zu umklaftern im Stande waren, und sein scharfes, geübtes Auge entdeckte alsbald einen monströsen Bären, der langsam daher tappte. Rasch legte nun Robert die Armbrust an die Wange, nahm den König der Wildniß auf's Korn, senkte aber alsogleich wieder sein Geschoß, als er sah, daß sein Feind hinke und daß ihm Blut vom Vorderbug herabströme. „Du bist verwundet; zwei über einen ist weder männlich noch menschlich; geh deinen Gang, und heile dich, so gut du kannst."

Der Bär, der die Worte, die der Jüngling laut vor sich hin sprach, hörte, wendete sich, brüllte, daß das Echo der Klüfte wiederhallte, und ging auf Robert los.

„Laß dir rathen, ehrwürdiger Waldbruder," lachte da der Jüngling, „und laß' mich ungeschoren; Otterzähne, Freund, sind giftig!"

Wiederholt brüllte da das Ungethüm, scharrte ingrimmig das Moos aus der Erde, richtete sich dann auf und kam dem Jünglinge immer näher.

„Ei, wenn du's nicht anders willst, so hab's so; ich hätte dich unangefochten gelassen, und da der Wald groß genug ist, so hättest auch du mir ausweichen können." Bei diesen Worten legte Robert wieder die Armbrust an die Wange, zielte scharf, drückte ab, der Bolzen schwirrte durch die Luft, flog dem Bären in das linke Auge und stürzte ihn rücklings nieder. Muthig zog nun Robert das Schwert, ging auf den sich in seinem Blute Wälzenden mit keckem Schritte los, und endete mit einem sichern Stoße den Schmerz und das gewaltige Leben des riesigen Bären.

Schon seit einigen Tagen jagte Kaiser Konrad in dieser Felsen- und Waldeswüste und sein Pfeil war es, der schon am frühen Morgen den Bären anschoß, den Robert schonen wollte und mit Muth und Geschick nun erlegte, als das Ungethüm ihn zur Gegenwehr zwang.

Da Kaiser Konrad dem Bären seinen Bolzen in das Fell gejagt, brach das vor Schmerz brüllende Thier durch das Aestrich der Büsche, überwältigte die keckſten Hunde und scheuchte die feigen zurück. Von Jagdlust getrieben, sprang jetzt Konrad aus dem Sattel, übergab einem Pferdebuben den Streithengst und folgte der roth beschweißten Fährte. Nach stundenlangem vergeblichen Suchen wendete sich der Kaiser um, da er dieß jedoch in falscher Richtung that, so gerieth er immer tiefer in die Wildniß hinein, immer

weiter von seinem Ziele abkommend. Er stieß in das Hüfthorn, um das Jagdgefolge auf seine Spur zu bringen, die lang' gedehnten Töne erstarben aber in dem Schweigen der Oede. Immer enger gerieth der Verirrte in das Gestrüpp und immer fester zog sich das Flechtwerk von Aesten, Zweigen und Dornranken um ihn; sein Spieß, der ihm als Stab diente, zerbrach und die Dornranken, die ihm schon das Barret mit den wehenden Federn vom Kopfe gerissen, lösten jetzt auch, als er über eine Baumwurzel strauchelte und zu Boden fiel, seinen Gürtel. Im fortwährenden Ringen mit den Hindernissen merkte er erst, etwa eine halbe Stunde nach dem Sturze, daß er Schwert und Dolch — seine letzten Waffen — verloren.

Nun begann es dem Fürsten zu bangen; bis jetzt hatte ihn noch fester Mannesmuth geschützt; jetzt aber ohne Waffen, von scharfen Dornen schmerzlich verletzt und bis zur totalsten Erschöpfung ermüdet, konnte er sich nicht mehr auf die Kraft seines Körpers stützen. Möglichkeiten, welche der gefürchtete deutsche Kaiser, bewacht von den Schaaren tapferer Leibknechte kaum eines flüchtigen Nachdenkens würdigte, erschreckten nun als Wahrscheinlichkeiten den Menschen Konrad, und manche seiner Handlungen, die ihm, auf dem Reichsthrone sitzend, von der Sonne des Rechtes und des Gesetzes beleuchtet erschienen, bekamen in diesem öden, schweigsamen Walde Flecken und schwarzüberschattete Seiten. Von beängstigenden Gefühlen und von quälenden Gedanken überkommen, in die sich wohl auch mancher

fromme Vorsatz drängte, ging der Kaiser, psychisch und physisch leidend, vorwärts als plötzlich froher Gesang zu seinem Gehöre drang.

Es war Roberts Stimme, der sich die ungewohnte Arbeit, dem Bären das Fell abzuziehen, durch eines seiner munteren Lieder erleichterte. Von Büschen und Eichenstämmen gedeckt, schlich der Kaiser vorsichtig näher, denn er wollte sich doch zuvor denselben genau besehen, bevor er sich ihm in seinem wehrlosen Zustande anvertrauen mochte.

Die sonderbare Kleidung Roberts, die aus Thierfellen bestand, seine im Winde treibenden langen Haare, und die blutigen Hände, welche die Bärenhaut hielten, befremdeten den Kaiser; der Glanz der heitern und unschuldsvollen Augen und die sanfte liebliche Stimme des froh geschäftigten Waidmanns verwischten jedoch alsbald die widrigen Eindrücke des ersten Augenblicks. Gequält von Durst und Hunger und getrieben von der Sehnsucht aus der starren Oede fort zu Menschen zu kommen, schritt endlich Konrad hinter dem bergenden Stamme hervor, laut rufend: „Grüß' Dich Gott!"

„Dich auch derselbe gewaltige Herr," entgegnete Robert, schaute von seiner Arbeit auf und äußerte dann unbefangen: „Du kommst zu guter Stunde; da halt' die Tatze, dann hab' ich's bequemer!"

Lächelnd trat der Kaiser hinzu, ergriff die Bärenpfote und sagte: „Bist Du hier zu Hause?"

„Zu Hütte, willst du sagen, denn die Waldmenschen bauen sich nicht, wie die Städter, Häuser."

„Du wohnst also hier?“

„Ja, zwei Stunden nordwärts.“

„Zwei Stunden, o Gott das ist sehr weit — ich bin erschöpft und müde!“

„Ei, so setz' dich nieder und ruh' aus; wirst wohl auch hungerig sein, armer Schelm; greif' nur dreist in meinen Waldsack, du findest dort Brod und gedörrte Fische. Das Brod ist etwas bitter, brauchst aber nur Honig aufzustreichen, um's zu versüßen; in dem Birkenkruge findest du Wasser. Nicht wahr das schmeckt?“ lachte Robert, als er sah, wie gierig der Hungernde zugriff. „Woher kommst Du denn so übel zugerichtet, blutend, wund und Wams und Stiefel weidlich zerfetzt? Siehst ja aus, als hab' dich ein Kobold zur Belustigung auf Hecheln gewälzt!“

„Ich verirrte mich auf der Bärenjagd!“

„Auf der Jagd?“ lachte Robert; „kannst du etwa Bären mit den Händen fangen? — Hast wohl ein Wundersalz bei dir, das du ihnen auf die Zunge streust und sie so kirre machst? Ei gib's mir, wir haben Mangel an Salz.“

„Wer?“

„Ich, Vater und Mutter und unsere Elenkuh.“

„Wer sind deine Eltern?„

„Mann und Weib, Meister Naseweis.“

„Was treiben sie?“

„Possen, wenn sie nicht ernsthaft sind.“

„Womit beschäftigen sie sich denn, toller Junge?„

„Mit Arbeit am Tage und mit Schlaf bei der Nacht, und wenn du nicht ein Taugenichts bist, so wirst du's wohl auch so machen.“

„Unverschämter!“ brummte Konrad, dem Jüngling nicht verständlich, in den Bart; wieder wendete er sich dann zu ihm und sagte: „Du kennst mich nicht, und heist mich Du!“

„Thust ja du dasselbe; Menschen sind wir einmal das sieht Jeder dem Andern an, und deshalb Du und Du. Wie — du schüttelst den Kopf, du willst dich also nicht duzen lassen?“

„Nein,“ entgegnete Konrad strenge.

Seh' einmal Einer den stolzen Thoren an, da steht er mitten in der Wildniß, weiß weder vor- noch rückwärts und will sich von dem nicht duzen lassen, der ihm Hunger und Durst stillt und ihn wieder hinaus aus dem Labyrinth der Felsen und des Waldes bringen soll.“

Konrad verbiß dem arglos schwatzenden Jünglinge gegenüber seinen Groll und fragte: „Weißt du das Kloster Marienau zu finden?“

„Ja wohl, am Tage mit verbundenen Augen und Nachts ohne Fackel.“

„Wie weit ist's dahin?“

„Sieben feste Stunden.“

Konrad runzelte die Stirne und, den Jüngling forschend anblickend, sagte er dann: „Marienau kann ich nicht mehr erreichen und du mußt schon deine Eltern bitten, daß sie mir ein Nachtlager unter dem Dache ihrer Hütte gönnen.

„Ei, da bedarf's keiner Bitte; wirst weich und ruhig schlafen.“

„Auch sicher?“ fragte lauernd der Kaiser.

Robert mit seiner Arbeit fertig, wickelte die Bärenhaut zusammen, richtete sich auf, stützte die Hände in die Hüfte und lachte überlaut, indem er Konrad, den Strengen, vom Scheitel bis zur Sohle maß. „Glaubst du etwa wir seien ein Raubgesindel, und gesetzt den Fall, wir wären ein solches, was hätten wir denn an dir zu plündern? Dein ganzer Anzug ist so zerfetzt, daß er keinen Blechpfennig Werth hält, und wollten wir dir auch die Haut über die Ohren ziehen, so müßten wir sie ungebraucht in die Büsche werfen, denn sie hat ja lauter Risse von den Dörnern! Ei potz alle Wetter!" rief da plötzlich Robert; „die Hauptsache hätt' ich unter dem Geplauder da bald vergessen; ich muß Moos holen für die Mutter. Setz dich nieder, bis ich wieder komme, und hüte mir die Bärenhaut."

„Guter Junge!" entgegnete da der Kaiser, „führe mich zuvor zu deinen Eltern."

„Hole Moos," sagte der Vater, „und hab' ich erst dieses Gebot erfüllt, so komm' ich herzlich gerne deiner Bitte nach."

„Als dein Vater dich so thun hieß, wußte er aber nicht, daß du mich hier finden werdest; da du mich nun aber gefunden, mußt du —"

„Vater und Mutter folgen, auf daß es mir wohl ergehe und ich lange lebe auf Erden! Hör' einmal, mit Gottes Wort scheinst du eben auch nicht gut vertraut zu sein; ich dachte mir's schon vorhin, als du dich nicht duzen lassen wolltest."

„Keinen Widerspruch, Bube!“ donnerte der Kaiser mit der ganzen Macht seiner gewaltigen Stimme den freimüthigen Jüngling an; „ich befehle dir —“

„Du, laß’ dir etwas sagen!“ rief Robert, indem nun auch sein Gesicht eine mächtige Röthe überflog, „blicke auf die Bärenhaut und mach’ deine Sache nicht so dumm wie der, der sie getragen; der brummende Bursche war verwundet und so übel daran wie du, und ich wollt’ ihn friedlich seine Wege ziehen lassen, als er ein Geschrei anfing, wie du es eben gethan, und muthwillig Händel suchte. Da machte ich ihm denn den Garaus; mit dir hätte ich nun freilich ein viel leichteres Spiel, wie mit dem Bären, denn du bist ja so miserabel daran, daß du kaum deinen eigenen Schatten wenden kannst; wenn ich dir Ein’s versetzte, so ersparte ich dir sicherlich auf Lebenszeit den Weg nach Marienau! Du mußt heillos verwahrlost worden sein in deiner Jugend, sonst könntest du nicht so grob sein und so schreien und befehlen wollen, wo es an dir wäre dankbar zu sein und zu bitten! Schau, wäre ich ein so ungeschlachter Gesell’, wie du, so ließ’ ich dich jetzt fein sitzen, dann könntest du, wenn die Nacht käme, mit den Bären in dem Walde herum brummen; schau’, das thu’ ich aber nicht, denn deine Hilflosigkeit jammert mich, obwohl du mein Mitleid nicht zu verdienen scheinst. Leg’ dich nieder und ruh’ aus; ich bin alsbald wieder mit dem Moose da; die Armbrust und die Bolzen laß’ ich dir hier, damit du nicht wie ein Affe vor dem Löwen vor

einem Bären auf den Baum klettern mußt. So, nun Gott befohlen; werde wacker und billig, bis ich wieder komme!"

Konrad, wohl einsehend, mit dem dreisten Jünglinge sei nicht zu rechten, gehorchte der Nothwendigkeit; er streckte sich, der Ruhe gar sehr bedürfend, auf den Rasen nieder, legte die gespannte Armbrust neben sich und das müde Haupt auf die zusammengerollte Bärenhaut. Alsbald senkte sich der Schlaf über ihn herab und kein Mensch, der den in der Wildniß Schlummernden so gesehen hätte, würde des deutschen Reiches großen Kaiser, den Schrecken der Mächtigen und Hohen, in ihm erkannt haben.

III.

Das Nachtlager in der Wildniß.

Als Robert Freydank, sobald es geschehen konnte, wieder zu Konrad zurückkehrte, fand er diesen heiterer und auch um etwas erkräftigter, als er ihn verlassen. Stark, wie er war, warf der Jüngling nun auch noch die Bärenhaut zu dem Moose über den Rücken und hieß dann den Unbekannten, nach dessen Namen und Stand er gar nicht einmal gefragt, ihm folgen.

Als Kaiser Konrad und sein jugendlicher Führer die Hütte des Geächteten erreichten, war es

bereits Nacht geworden, und nachdem der Jüngling einige Mal kräftig angepocht, öffnete Leopold die mit einem Balken verschlossene Thüre. „Nicht wahr Vater, heute blieb ich lange aus?" lachte Robert; „ich bring' aber auch Allerlei mit; Moos für den Winter, eine weiche Bärenhaut für die Mutter und für dich einen Menschen. Es ist ein sonderbarer Kauz, dieser Mensch; er will sich nicht duzen lassen, den Leuten aber befehlen, obgleich er sich kaum rühren kann; mußt's ihm schon deutlich machen, Vater, daß er so nicht durch unsere Waldwelt kommt!"

Der Sinn dieser Worte berührte den Grafen von Hochfurth widerlich, und die unangenehmsten Ahnungen durchbebten sein Gemüth. Er riß einen Brand aus dem Feuer, leuchtete dem Fremdling in's Gesicht und stand nun so starr da, wie ein Wanderer in dunkler Nacht, die ihm plötzlich der aufgehende Mond erhellt und ihn die Gewißheit erlangen läßt, er stehe vor einem grimmigen Tieger. Der Brand zitterte in Leopolds sonst so starker Hand, und er wußte nicht ob er fliehen oder ob er Zeit und Gelegenheit nützen sollte, seinen Todfeind, der die Burg seiner Ahnen zerstören, seine Getreuen erschlagen und ihn selbst ächten ließ, nun zu besiegen.

Mehr als Leopold, Graf von Hochfurth, erschrack der Kaiser, der sichtbar vor der abenteuerlichen in zottige Felle gehüllten Gestalt, deren krausen Bart und lange Haare das flackernde Licht des funkensprühenden Kienscheites röthete, zusammenschauerte; eine Weile staunten und starrten Beide einan-

der an; da ergriff Robert, der das Benehmen der Männer sich nicht zu deuten wußte, des Grafen Hand, die das Kienscheit hielt, nahm ihm dasselbe ab, beleuchtete den Verirrten vom Kopf bis zum Fuße und sagte: „Schau nur her Vater, wie zerfetzt seine Kleidung ist und wie sehr die Dornranken ihn verletzten. Hilf ihm zur Ruhe, ich will unterdessen die Elenkuh füttern."

Leopold sammelte sich und führte den Kaiser, dessen Antlitz Bläße deckte, in eine anstoßende kleine Nebenhütte. Auf einem Herde von Lehm schürte der Geächtete dann ein mächtiges Feuer an, setzte Obst, Brod, Honig und Meth auf einen roh gezimmerten Tisch, neben welchem eine Bank, geformt aus einem Holzklotz und aus einem darauf genagelten Brett, stand. Trotz des Schreckens, der Konrad in's Geblüt gefahren, genoß er doch Einiges; seine Blicke aber dankten nicht dem Geber, den zu betrachten er absichtlich zu vermeiden schien.

Während der Kaiser noch aß, kam Robert, der die Elenkuh gefüttert, aus dem Stalle zurück, und bereitete für den Fremdling ein weiches Lager aus Moos und Haidekraut. Als das geschehen, wünschte Robert die Mutter zu sehen, über die er, zu seinem größten Leidwesen, vernehmen mußte, sie sei krank. „Nun so grüße sie von mir," sagte der treuherzige Jüngling zu dem Grafen, streckte sich dann auf einigen Reisigbündeln unferne des Feuers aus, und alsbald trocknete ihm der Schlaf die Thränen, die leise und verschwiegen allabendlich unter sei-

nen Wimpern hervorquollen, wenn er seinen wirklichen Vater — den hochherzigen Klaus Freydank — dessen blutigen Hingang er ahnte, in sein Nachtgebet einschloß.

Gast und Wirth saßen nun einander eine Weile stumm gegenüber; Graf Leopold hätte wohl gerne sichere Nachrichten von dem Schicksal Klaus Freydank's und seiner wackern Knechte erhalten, und er nahm sich vor, dieselben zu erpressen, wenn der Kaiser ihm nicht willfahren wolle. Wie früher Konrad, so war nun Leopold der Stärkere, und von diesem Recht, das Gott, wie er wähnte, in seine Hand gelegt, wollte er einen vollen Gebrauch machen. Leicht war das durchzuführen, worüber er sann, aber es wurde dem Grafen schwer, das rechte Anfangswort zu finden. Sein Herz und seine Pulse hämmerten ungestüm und endlich wagte es der Kaiser den selbst Scheuen, der ruhelos bald in die Hütte hinüber zu Gerberga, bald wieder zu ihm hereilte, um den Grund seiner Unstetigkeit zu fragen.

„Meine Ehefrau," sprach da der Graf mürrisch, und finster die Stirne runzelnd, „liegt in schweren Nöthen; von Zeit zu Zeit nach ihr zu sehen däucht mir Pflicht, nach ihr, der Armen, hier Verlassenen!" Bei diesen Worten gedachte der Hochfurther seines ehemals so wohnlichen und jetzt vernichteten Schlosses, wo Gerberga in solchen Zuständen gar wohl aufgehoben, gar warm und weich gebettet und gar sorglich gepflegt worden wäre. Dabei überkam ihn eine Wehmuth und ein Groll gegen den Störfrie-

den seines Glückes, daß er in dem Drange, etwas anzufassen, nach einem dürren, knorrigen Aste griff, der neben dem Herde lehnte.

Erschreckt durch den rauhen und schneidenden Ton Leopolds, noch mehr aber durch dessen Geberde, trat Konrad vom Herde seitwärts und stolperte über Robert; schlaftrunken fuhr der auf, blickte starr um sich wie ein Nachtwandler, sank dann wieder auf die Reisigbündel zurück, und Leopold zerbrach den Ast und warf ihn in's Feuer. Wie schon einige Male, so wendete er dann dem Kaiser den Rücken zu und ging in die anstoßende Hütte zu Gerberga hinüber.

Gewissensangst und das Gefühl der Schwäche, dem so kühnen und löwenstarken Gegner gegenüber, dehnte dem Kaiser Hochfurths gewöhnliche Mannslänge zur Riesengröße aus, wie auch der krause dichte Bart, der des Grafen Gesicht bis zu den Backenknochen bedeckte, dem Funkeln seiner rollenden Augen einen so verwilderten schrecklichen Ausdruck verlieh, daß in Konrads erhitzter Phantasie der beunruhigende Gedanke aufstieg, der G e ä c h t e t e sei hier das Oberhaupt einer blutdürstigen R ä u b e r b a n d e, die von Minute zu Minute nun eintreffen könne. Eifrig suchte der hier so arg in die Falle Gerathene nach einer Schutzwaffe; da er aber keine solche fand, so wälzte er alle vorhandenen Holzblöcke herbei, um die Thüre zu verrammeln. Von dieser Beschäftigung wurde er jedoch von Leopold, der von Gerberga zurückkehrte, hinweggedrängt; eine schwere Keule hielt der Geächtete in der sehnigen Rechten, schleuderte mit einem Fuß-

tritt die aufeinander gethürmten Holzblöcke von dem Eingang hinweg, den Kaiser mit rauher Stimme fragend: „Wozu das?"

Konrad, dessen Blicke starr auf der schweren Keule hefteten, stammelte mit erbleichendem Munde: „Der Zugwind." —

„Mißhagt er dir etwa?"

„Ja."

„Bist Du nicht vom Hofe?"

„Ja."

„Dort soll aber der Zugwind einheimisch sein," sprach Hochfurth schneidend; Konrad wagte das nicht zu verneinen, und von seinem unheimlichen Wirth dazu aufgefordert, setzte er sich zu diesem an's Feuer. Des Grafen starrer, ernster Blick senkte den seinen zur Erde, und während der nun eintretenden grauenvollen Stille erlöschte der letzte schwache Funke von Konrads Muth.

„Da Du vom Hofe bist," brach da der Graf das peinliche Schweigen, „so wirst Du auch wohl den Geächteten, den Grafen Leopold von Hochfurth kennen?"

Konrad antwortete nicht; er wollte nämlich nicht lügen und hielt es andererseits nicht räthlich, geradezu zu sagen, er sei der Kaiser, der Hochfurth in die Acht erklärt. Hatte ihm gegenüber ja auch der Graf bis jetzt sich noch nicht genannt.

„Da Du meine Frage, den Hochfurther betreffend, nicht beantwortest, so knüpfen sich wohl unangenehme Erinnerungen bei Dir an diesen Mann; sag'

an, was war denn seine Sünde, daß man ihm so hart mitgespielt!"

„Die vor den Kaiser gebrachte Klage lautete auf Bruch des Landfriedens," entgegnete Konrad.

„Ein Schurke ist der," fuhr da der Hochfurther auf, „der so schwere Verläumdung auszusprechen wagte; übel bestellt aber ist das Land, wo man vorschnell in Folge einer Lüge Schlößer verbrennt, rechtliche Leute um ihr Eigenthum bringt, und sie für vogelfrei erklärt. Da könnt' ich mir ja auch einbilden, Du selbst seiest ein arger Störfriede, und um Jene zu behüten, auf die Du deinen Zorn wirfst, könnt' ich ja auch" — Leopold hob die schwere Keule, und das Antlitz des Kaisers wurde so bleich wie frisch gefallener Schnee.

„Du bist verwundet, geh' deinen Weg; zwei über Einen wäre weder menschlich noch männlich!" so sprach Robert, auf den Reisigbündeln sich dehnend; dem Jüngling träumte von dem Bären, den er erlegt, und den er schonen wollte, als er sah, derselbe sei verwundet. Eine mächtige Wirkung äußerten die zu guter Stunde von dem Jüngling gesprochenen Worte auf den Grafen; sein bis zum Ellbogen nackter sehniger Arm senkte die schwere Keule; mildere Gefühle wurden in seinem Innern wach, und um dem Versucher, der ihn schwer umgarnt, nicht zu erliegen, verließ er den Ort, wo der Anblick seines Todfeindes ihn mit Groll erfüllte, und Rachegedanken in ihm wach rüttelte. Als

er wieder hinüber zu Gerberga trat, hatte der Himmel, den sie inbrünstig um Gnade und Beistand angefleht, ihr Weh und ihre Schmerzen bereits beendet; ein wunderschönes Knäblein lag an ihrer Seite, und als sie den eintretenden Gemahl erblickte, verzogen sich ihre Lippen in jenem Lächeln, durch welches sich das höchste irdische Glück ausspricht.

Freudenthränen befeuchteten bei diesem holdseligen Anblicke des Grafen Augen; er kniete nieder und küßte den ihn harmlos und unschuldsvoll anlächelnden Säugling. Die Röthe einer entmannenden Scham stieg aber dann plötzlich in seinem Gesichte auf, und er eilte hinaus in's Freie, um sich zu sammeln. „O Gott!" sprach er dort, das bestürzte Auge zum Himmel erhebend, an welchem die Sterne in mildem Lichte flimmerten, „was wollte ich thun? — — Armes unschuldiges Wesen, hättest bald eine Bluttaufe erhalten, und dein erstes Lächeln in dieser Wildniß hätte dann dem Vater — dem Kaisermörder — gegolten!" Von Reue und Wehmuth überkommen, warf sich Leopold unter dem umnachteten Dache riesiger Eichen hin auf die Kniee, betete lange und inbrünstig und that einen hohen Schwur, in Folge dessen der Kaiser unter dem schilfbedeckten Dache des Geächteten nun so sicher ruhen konnte, wie in seiner stolzen Hofburg.

Erst als das falbe Licht des Morgens mit naßkaltem Wehen durch die an mancher Stelle geborstenen Lehmwände der Hütte drang, die rohgezimmerten Gegenstände daselbst umdämmernd, kehrte Graf Leo-

pold zu Gerberga zurück; das Kindlein im Arme, schlief diese in erkräftigendem Schlummer, und da der überglückliche Gatte und Vater die Ruhe der beiden ihm so theuern Wesen nicht stören und die rührende Umschlingung zwischen Mutter und Kind durch kein Geräusch lösen wollte, so schlich er leise auf den Zehen zu seinem Gaste hinüber, um zu sehen wie es dem die Nacht über ergangen.

Ruhelos hatte sich Konrad, während das Dunkel die Gefilde mit seinem weit ausgebreiteten Mantel bedeckte, auf seinem Lager gewälzt; er glaubte sich verloren, und von Minute zu Minute erwartete er den Geächteten, der mit geschwungener Keule vor ihn hintreten und sich durch einen zerschmetternden Streich an ihm rächen werde. Gott, der Herr, der jedoch das Gebet der Bedrängten hört, vernahm auch das, welches Deutschlands Kaiser, von der Ahnung eines gewaltsamen Todes angeweht, in dunkler Nacht, Rettung flehend zu ihm empor schickte. Ferne blieb der Feind, ferne die schwere Keule, ob deren Anblick sich Konrad so sehr entsetzt, und als endlich der Morgen dämmerte, und die Vogelstimmen draußen im Walde wach wurden, so sank des Kaisers müdes Haupt, bleich vor Erschöpfung und marternder Angst, zurück auf das Lager von Moos und Haidekraut. Der Schlummer senkte sich herab auf die Stirne des hohen Schläfers, drückte ihm die bereits umflorten Augen zu, und das hermetische Siegel des Schlafes, das sich auf Kon-

rads Sinne legte, beendete all' seine Angst — all' seine Pein. — — —

So traf Graf Leopold seinen Gast, und während er den ruhig und still Daliegenden betrachtete, sprach er: „Beleidigte Dich denn auch die Ruhe liebende Einfalt, o Kaiser, daß Du sie meiner Strafe theilhaftig machtest? — Brach auch Gerberga den Landfrieden oder befehdete ich etwa im Namen des Knäbleins, welches jetzt in ihren Armen ruht, den zänkischen Gero? Ihm, diesem armen Wesen, müssen nun Thierfelle die zarte Haut wund reiben, während sich die Räuber meiner Habe auf jenen weichen Teppichen, welche meine Hausfrau gewoben und gestickt, behaglich strecken und dehnen. Ha, wenn ich jetzt einen Warnungsruf zu seinem Gehör schickte, auf daß der Gewaltige unsicher gemacht würde, für wen er meine Habe genommen und aufbewahre; so zu thun ist bei meiner Ehre nicht gegen meinen Eid; auch darf der Vater sein einziges theures Kind auf dem höchsten Gipfel der Ehre und des Ruhmes zu sehen wünschen." Nach diesen Worten, die Leopold mehr in Gedanken, als mit den leise flüsternden Lippen aussprach, erkletterte er von Außen das Dach, welches von dem unten am niedergebrannten Feuer schlafenden Kaiser das Naß des Morgennebels abhielt, preßte den Mund in die Binsen und rief mit verstellter weissagender Stimme: „Das neugeborne Kind dieser Hütte wird dein Eidam und Erbe werden!"

Kaiser Konrad fuhr rasch aus dem leisen Morgenschlummer auf, zog die Augenlider und Brauen zur Stirne empor, schüttelte das kurze Haidekraut aus den Haaren, und vernahm nun wiederholt, was er, aus dem Schlaf auffahrend, anfänglich geträumt zu haben glaubte. Verwundert blickte er um sich, entzog die knisternden Fichtenzweige der Glut und hörte nun zum dritten Male, was ihm verkündet wurde.

Wie ein vergifteter Pfeil das Herz, so schmerzlich hatte dieses Orakel Konrad verwundet, und von Geisterahnung überkommen, überlief es den Kaiser eisig kalt; er warf Holz über den Lehmherd, und obwohl alsbald die Flamme hoch empor schlug, so war er doch nicht im Stande sich die Hände zu wärmen, in welchen kein Blut mehr zu kreisen schien.

Nach diesem Schwank kletterte Leopold wieder leise von der Dachung nieder, und trat eine Stunde später, den Säugling gewickelt in die Bärenhaut, mit freudeverklärten Zügen bei seinem Gaste ein. „Gott zum Gruße, lieber Herr!" jauchzte er Konrad zu, und die Bärenhaut auseinander faltend, rief er; „Seht, hier ist der kleine Störfriede, die Ursache meiner gestrigen Verstimmung und Besorgniß; nun ihm aber der gute Gott zur Welt half und seiner wackern Mutter von den Schmerzen, so ist alle Noth vergessen; seht, wie es schelmisch lacht und mit den kleinen Händchen spielt, das winzige Geschöpfchen, das im Stande war, Männer um Schlaf und Ruhe zu bringen; zürnt ihm doch dem kleinen Wilden, wenn Ihr's

vermögt; ist's nicht ein Bübchen wie aus Porphir gedrechselt; Wiegt es einmal auf der Hand, wie schwer, wie stark, wie gesund! s'ist wahrhaftig ein Junge ohne Fehl und Makel; schade, daß er einen braunen Flecken über dem linken Auge auf der Stirne sitzen hat, wie sonderbar doch die Natur spielt. Ich kam einmal mit fettem Klee für die Elenkuh heim, streute scherzend meinem lieben Weibe, das sitzend vor der Hütte meiner harrte, eine Hand voll auf den Kopf, als kalt und schwer eine Eidechse aus dem Klee auf ihre Stirne fiel; sie erschrack, griff hin, und davon hat nun s'Büblein dieses Muttermaal. — 'S wird sich wohl mit der Zeit verwischen und wenn auch nicht, so wird doch der Junge schön, und mit Gottes Hilfe fromm und wacker werden. Nun Herr, was ist Euch? Ihr blickt ja gar unwirsch und mürrisch drein; mögt Ihr keine Kinder leiden, oder habt Ihr etwa keine? — O, dann seid Ihr freilich arm, wenn auch alle Schätze des großen deutschen Reiches Euch gehörten!"

Wie ein Verurtheilter den Schatzverwalter jenes Gerichtes mißt, das seine Güter einziehen wird, so maß Konrad, seitwärts schielend, den vermeintlichen Erben.

Leopold wendete dem Kaiser, der unempfindlich bei dem Ausbruche seiner Freuden blieb, den Rücken, stieß den auf den Reisigbündeln schlafenden Robert mit dem Fuße an, rufend: „He da, Siebenschläfer, auf, die Sonne scheint schon in den Wald herein und die Vögel singen so erhebend zusammen, als

hielten sie Morgenandacht!" Der Graf legte nun dem zappelnden Kleinen, der auf der weichen Bärenhaut ruhte, die Hände um die Weichen, und schaukelte ihn Robert entgegen, der sich die Augen rieb und langsam erhob; sobald der Jüngling das hold lächelnde Kindlein erblickte, blieb er auf den Knieen liegen, faltete die Hände und rief, während die Röthe der höchsten Ueberraschung sein Gesicht überflog: „Engel — Kind Jesus!"

„Fehl geschoßen, Junge!" lachte der überglückliche Vater; „'s ist ein kleiner Waldbruder, mein und Gerbergas Söhnlein;" der Jüngling veränderte seine Stellung nicht, aus seinen Augen aber floßen Freudenthränen. „Brav, mein Junge," sprach da der Graf, „so weißt doch du Gott zu danken für das Gute, das Er uns bescheert."

Robert, dessen freudiges Erschrecken sich allmählig legte, sprang nun auf, küßte dem Kleinen Wangen, Hände und Füße, und geberdete sich so närrisch, daß darob auf die bleiche Lippe eines Sterbenden noch einmal ein leises Lächeln gekommen wäre. Konrad allein schien nichts von all' dem, was um ihn vorging, eines Blickes zu würdigen; mürrisch schaute er vor sich nieder, wendete sich dann zu Robert und sagte: „Ich fühle mich nun so erkräftigt, daß ich glaube, den Weg nach Marienau antreten zu können; hab' daher die Liebe und führe mich dahin!"

Robert nickte mit dem Kopfe, schaute aber dabei fragend zu dem Grafen auf, als wolle er zuvor ersehen, ob's dem auch recht sei.

„Ja mein Sohn, gib unserm Gaste das Geleite, und führe ihn auf dem kürzesten Wege nach dort, wohin er begehrt." Nachdem Leopold den Jüngling so thun hieß, fiel dem Kaiser, der sich noch immer bedroht glaubte, ein Stein vom Herzen, und zu dem Geächteten sich wendend, sagte er: „Wie soll ich Euch nun aber lohnen? Hüfthorn, Waffen, meine Kette, kurz Alles verlor ich, im Walde umher irrend; nur Bettlersdank kann ich Euch geben und — gute Wünsche!"

„Gott erhalte mir, was Er mir in verwichener Nacht bescheert," entgegnete Leopold, „und ich habe dann genug."

Der Kaiser nickte mit dem Kopfe und, Robert auf die Schulter klopfend, sprach er: „Bist Du nun bereit?"

„Ja; komm' nur rasch, damit ich bald wieder zu meinem lieben Waldbrüderchen zurückkehren kann."

Sonderbar sich mit den Blicken messend, sagten die beiden Männer sich nun Lebewohl, und indem der Kaiser dem voran eilenden Robert, der ein heiteres Morgenlied in den Wald hinein sang, rasch folgte, war er herzlich froh einen Ort zu verlassen, wo er abgesondert von Vasallen-Heeren, nur als Mensch auftrat, und wo er, alles Standesprunkes, aller Vorzugsrechte entkleidet, nur das galt, was der Hilfsbedürftige eigentlich werth ist. Mißmuthig blickte in ihm auch der Krieger zurück; er wünschte die Hütte des Geächteten, der ihn schwach gesehen, zerstört und nicht geboren jenes Kind, das

nach dem Orakel, das er während seines Nachtlagers in der Wildniß vernommen, einst sein Eidam und Erbe werden sollte.

IV.

Wahnfurcht.

Da Leopold, Graf von Hochfurth, nur allzu wohl wußte, Frauen haschen selbst feindlich nach Besorgnissen, indem sie gewöhnlichen Schlangen Drachenköpfe andichten, so verschwieg er auch seiner Gattin, wer bei ihnen übernachtet. Er trug das Kindlein hinaus zur Quelle und taufte es durch Untertauchen, wobei er ein inbrünstiges Gebet zum Himmel schickte; er nannte es Heinrich, und der wackere Robert, dessen Vater für den Grafen gestorben, vertrat, von der Wichtigkeit seines Amtes ganz durchdrungen, Pathenstelle. Wohl fühlte der Jüngling, daß hiezu ein Mann erforderlich sei, gleichzeitig aber verspürte er auch, dieser Akt habe ihm den Ritterschlag ertheilt und ihn mündig gemacht.

Von nun an bezog sich die Lebensordnung der in die Wildniß verbannten auf Heinrich allein, und ihr Streben und Schaffen bezweckte bloß das Frohsein des Kleinen.

Während in der Wildniß der christliche Taufakt vorgenommen wurde, bei welchem Robert, nachdem

er den Kaiser sicher nach Marienau geführt und wieder heimgekehrt war, Pathenstelle vertrat, zeichnete die Aebtissin des Klosters Marienau den Tag roth in ihrem Einschreibbüchlein an, an welchem sie so hoch begnadigt wurde, Deutschlands großem gefürchtetem Kaiser, dem Schirmvogte der sichtbaren Kirche, die wunden Füße salben, ihn durch Wein und stärkende Speisen laben und von dem weichen Lager des Ermüdeten alles störende Geräusch abhalten zu dürfen.

Als Konrad kommenden Morgens sein Töchterlein Agnes, das im Kloster zum Besuche war, gesprochen und geherzt hatte, forderte er ein Pferd, um zur Pfalzstadt Aachen zu reiten.

Frau Veronika, die Aebtissin von Marienau, führte da den ritterlichen Herrn in den Vorhof, wo bereits zwölf Edelknechte, Dienstpflichtige des Klosters, und ein reich und prachtvoll geschmücktes Roß seiner harrten. Hier reichte Frau Veronika dem hohen Gaste den Ehrentrunk und hielt, so ernstlich es sich Konrad auch verbat, eigenhändig den Steigbügel, als er sich zu Roße setzte. Zum Danke für die ehrerbietige besorgte Bewirthung, für die kostbare Kleidung und das stattliche Pferd und Geleite, schenkte der Kaiser dem Münster Marienau das Marktrecht und Alles, was unter und über dem Grundboden des Klosterbezirkes wuchs und athmete.

Durch ganz Aachen hatte sich unterdessen die Nachricht, Schrecken und Besorgnisse erregend, ver-

breitet, der Kaiser sei in unwirthbarer Wildniß von seinem Jagdgefolge abgekommen, und man habe nur, trotz allen Nachforschungen, in von Bären bevölkerten Dickichten sein Barret zerfetzt und blutbefleckt gefunden. Schaaren von Boten sandte bei dieser Schreckenspost Frau Gisela umher, den hohen Gemahl zu suchen; noch war aber keiner derselben zurück, als der Vermißte plötzlich wohlbehalten, trefflich beritten, stattlich geschmückt und prunkvoll geleitet in's Hoflager sprengte. Wortlos weinte da Gisela ihr Entzücken an des Kaisers Brust aus, und zahlreiche Schmeichler ergriffen sogleich die Gelegenheit den Heimgekehrten einen Liebling der Vorsehung zu nennen, welche selbst in der menschenleeren Wildniß zur Bequemlichkeit wie zum Schutze der Majestät Roß und Ritter gesattelt und gerüstet habe.

Konrad, an den Geächteten und an den Jüngling Robert denkend, lächelte innerlich zu dieser Anpreisung; kalt und stumm blickte er auf die Höflinge nieder und eilte dann zur Burg.

Von Fragen bestürmt, antwortete der Kaiser, ohne die Neugierigen von den Theilnehmenden zu trennen: „Ich brachte die erste Nacht meines Verirrtseins bei einem Köhler zu, der mich am folgenden Morgen nach Marienau führte.“ Hierauf entließ er die Ritter, die Frauen und Alle, die ihn umstanden, nur Radeborn und Fichtenstein blieben, seinem Winke gehorchend.

Als sich die Menge verlaufen, redete der Kaiser also zu diesen Beiden: „Was dem großen Haufen zu

wissen frommt, das hab' ich ihm gesagt; die näheren Umstände von dem aber, was mir begegnete, als ich, von meinem Jagdgefolge abgekommen, mich zwischen Fels und Wald verirrte, das will ich jetzt meinen Freunden entdecken."

Tief verbeugte sich Gero; er küßte, für das gnädigste Vertrauen in künstlichem Wortprunke dankend, des Kaisers Hand, während Fichtenstein, Theilnahme in den treuen Zügen, einfach näher trat.

„In jener Nacht," erklärte nun der Kaiser, „wurde meinem Wirth ein Knäblein geboren; mit lärmender Geschäftigkeit ging dieser bärtige, in Felle gekleidete Mensch ab und zu, und sein wildes Wesen scheuchte mir den Schlummer vom Auge. Ich versah mich des Aergsten und schlief erst ein, als der Morgen graute. Da weckte mich plötzlich eine dumpfe, geisterhafte Stimme, rufend: Dieses neugeborne Kind wird dein Eidam und Erbe werden! Ich erhob den Kopf, hell brannte das Feuer auf dem Lehmherde und ich hörte nun wieder und dann noch ein Mal denselben weissagenden Ruf. „Keine Einwendung Fichtenstein!" sprach Konrad zu dem Kammermeister, der den Kopf schüttelte und eben den Mund öffnete, um seine Zweifel auszusprechen. „Keine Einwendung," wiederholte der von der Wahrheit des Orakels sich überzeugt Haltende, mit Entschiedenheit versichernd, daß alle seine Sinne damals wachten und der Schlaf der Hausgenossen ihm gegen jeden Betrug als Bürge gelte.

„So war es eine Stimme vom Himmel," äußerte Radeborn, der Schmeichler.

„Nicht doch," erwiederte der Kaiser finster ernst; „ein guter Geist konnte mir wahrhaftig so etwas nicht vorhersagen, denn wenn der Bube eines Köhlers Herr des deutschen Reiches werden sollte, so müßte er sich den Weg zum Throne durch Mord und Todschlag bahnen. Gott, der Gerechte, kann jedoch nach meiner festen Ueberzeugung nie zu Gunsten eines Empörers wirken, wie er auch durch drohende Prophezeiungen meinen Muth kaum lähmen will, den nur das Vertrauen auf seine göttliche Hilfe zu dem schweren Unternehmen stärkte, Millionen ungeschlachter Menschen zu gemeinnützigen Zwecken zu verbinden; Menschen, welche gar lange schon wie wilde Thiere umher streiften und nur der Habgier und Raubsucht folgten. Die Stimme, die ich in der Köhlerhütte vernommen, konnte sonach von keinem guten Geiste kommen; sie erschallte aus der Hölle! — Schrecken will sie mich und die schwere Arbeit mir entleiden mein Reich so zu verwalten, daß die getreuen Hintersassen die Früchte ihrer mühseligen Arbeit ungestört und in Frieden genießen. Die Erfüllung beschworener Pflichten will sie mir entleiden diese Stimme aus der Hölle! Unzufriedenheit mit Gott sucht sie in meinem Innern anzuregen und mich nachlässig zu machen in der Ausübung meiner Obliegenheiten. Von jeher, mein ungläubiger Kammermeister, bekämpfte der Böse die Guten, die ein großes gottgefälliges Werk zu fördern sich gelobt. Darf ich nun vor diesem Verderber der

Menschheit furchtsam die Waffe strecken, die mir der Ewige zum Schutze gegen ihn anvertraut? oder soll ich etwa gar die Absicht dieses bösen Feindes dadurch befördern, daß ich verzage, den Gewaltigen überwinden zu können? — Unmännlich und unchristlich wäre dieß! Kann ich ihn, den Fürsten des finstern Reiches, auch nicht selbst erreichen, so steht es doch in meiner Macht das Werk seiner Bosheit zu vernichten; versteht ihr mich?"

„Vollkommen, mein gnädigster Herr," entgegnete Radeborn, sich verbeugend.

„Versteht auch Ihr mich, Kammermeister," wendete sich Konrad an Fichtenstein.

„Nein," entgegnete dieser Biedermann, „denn mir däucht, mein Herr und Kaiser finde einer Grille wegen den Tod eines unschuldigen Kindes für nöthig, was in spätern Zeiten als ein gar arger Fleck in den Handlungen des gewaltigen Christenfürsten erkannt werden dürfte."

„O Weichmann!" lächelte bitter da der Kaiser; „wie oft muß ein Fürst Nothhelfer umarmen, vor welchen er als Mensch im Innersten seiner Seele zurückbebt?" —

Um dem Gespräche, das anfing bitter zu werden, eine andere Wendung zu geben, und um selbst so viel als möglich in Konrads Gunst zu steigen, wünschte nun Radeborn, der Kaiser möge ihnen so genau als möglich den Weg bezeichnen, der zur Hütte dieses Köhlers führe.

„Sie liegt unferne der Quelle des Flusses, der Eure Besitzungen, Gero, fruchtbar macht, so daß Ihr sie unfehlbar finden müßt, wenn Ihr neben dem Ufer stromaufwärts geht." Als der Kaiser so gesprochen, verbeugte sich Fichtenstein und sagte: „Gnädigster Herr, vergönnt, daß ich mich beurlaube."

„Warum gerade jetzt?" — fuhr der Kaiser den Kammermeister rauh an. „Ihr habt mir jedoch diese Frage schon auf Hochfurths verfluchten Trümmern beantwortet, als Euch das Schicksal der treuen Diener eines Staatsverräthers und Schwarzkünstlers jammerte! — Nicht wohlgethan findet Ihr, wie es scheint, daß Kaiser aus einem deutschen Fürstenhause nach einander den Reichsthron besitzen. Das Schwert Karls, des Großen, soll nach Euerm Dafürhalten bald ein Franke, bald ein Lothringer, bald ein Böhme, bald ein Sachse, bald ein Bayer, bald gar ein Wende tragen. Bald ziere die Kaiserkrone einen Herzogshut, bald ein Grafenbarret, bald einen Knappenhelm, und um die Sache noch buntscheckiger zu machen, so brüste sich heute ein Köhlerbube im goldgestickten Purpurmantel, morgen ein Bettler, der, unter einem Schilfdache geboren, unter Baldachinen sterben soll! So meint Ihr soll es geschehen, damit ja nie Liebe zum Ganzen möglich werde; damit ja der Vorfahrer nichts gründe zum Gemeinbesten, worauf der Nachfolger bauen könnte; damit ja nie Einheit herrsche! Heute mir, morgen dir, so lautet wohl Euer sinnvolles Denksprüchlein, und der Wald, wo die Axt Kohlenbrennern, Zim-

merleuten, Bauern und Gärtnern abwechselnd vertraut wird, däucht Euch besser gepflegt, als jener, für den ein Forstwart sorgt, dessen Kinder den Maalhammer erben!"

„Ihr wißt also den Weg zur Köhlerhütte?" wendete sich Fichtenstein, als der Kaiser so gesprochen, ohne diesem zu antworten, rasch zu Radeborn.

Gero nickte mit dem Kopfe und der Kaiser fragte erstaunt: „Ihr weigert Euch also fürder nicht? — Sagt an Kammermeister, was in aller Welt konnte Euch so rasch zu meinem Willen stimmen?"

„Eben dieser Euer Wille, großer Kaiser Deutschlands!" entgegnete Fichtenstein, sich ehrerbietig verbeugend.

„Sonderbarer Mann!„ lächelte Konrad wohlgefällig; „wie bescheiden wißt Ihr doch Euern Dienstleistungen das Verdienstliche zu nehmen!"

„Von Verdienst ist hier keine Rede, gnädigster Herr; als Euer treuer Diener ist es aber meine Pflicht, eher des Baumes als des Epheu's zu schonen, der ihn auszusaugen droht; Ihr, kaiserlicher Herr, seid der Baum, der Köhlerknabe das Epheu, das Euch mit Wahnfurcht erfüllt und Euch langsam aussaugen würde.

„Nennet doch das nicht Wahn, wessen sich meine gesunden Sinne selbst überzeugten."

„Wahn ist's!" entgegnete Fichtenstein dem Kaiser, „so wahr ich auf des Herrn Gnade in meiner Sterbstunde zähle. Ihr allein könnt ihn besiegen diesen Wahn, wenn Ihr Euch nur für stark genug

halten möchtet; die Furcht entfremdet uns jedoch dem Selbstvertrauen, und wir werden schon dadurch ihre Beute, weil wir nicht mehr unser eigen sind. Das hab' ich wohl erwogen; wohl erwogen, daß Euch, mein Herr und Kaiser, nichts von einem langsamen Geistestode rettet, als die Hinwegräumung des Gegenstandes Eurer Furcht aus der Körperwelt. In Folge dieses Erwägens sterbe der unschuldige Säugling!"

„Wackerer Fichtenstein! Noch heute befreie alle Eure Güter ein von mir eigenhändig unterzeichnetes Dokument von allen Lehensgebührlichkeiten."

„Ich danke, gnädigster Herr," sprach der Kammermeister ablehnend, „denn auf meinem Herzen bliebe ja dann doch der Fleck der Blutschuld; dem Gemeinbesten allein opfere ich meine Gewissensruhe; unbelohnt kann ich mich für einen Staatsmärtyrer halten, belohnt aber wäre ich ein feiger Meuchelmörder!" —

Die Flamme heftigen Zornes schlug, als Fichtenstein sich so äußerte, in dem Antlitz des Kaisers auf, um aber dem Getreuen, welchem er im Innern Hochachtung nicht versagen konnte, durch ein scharfes Wort nicht fürder wehe zu thun, ging er raschen Schrittes in sein Nebengemach.

„Was soll mit den Eltern des Kindes geschehen?" rief Radeborn hinter dem Kaiser her.

„Sie beherbergten mich, und mögen deßhalb leben, so lange es Gott gefällt!" lautete Konrads Antwort, der fortschreitend nicht mehr hinter sich blickte.

Fichtenstein und Radeborn waren nun allein, und geschmeidig sich die Hände reibend und die Lippen zu einem geheimnißvollen Lächeln verziehend, sprach der Letztere: „Nach vorausgegangenem Verständniß, Herr Kammermeister, haben wir uns nur noch mit der List zu verbinden."

„Mit Eurer alten Freundin," höhnte Fichtenstein.

„Einer Schwester der Staatsklugheit."

„Euer Lächeln geht so tief," sprach da Fichtenstein, den das hämische Grinsen Gero's anwiderte, „daß man genöthiget ist den Schluß zu machen, Ihr kennet die ganze höllische Sippschaft: Den Vater Neid, die Mutter Raubsucht, die Söhne Krieg und Glaubenszwang und den Bastard Frieden, erzielt durch die Muhme Entkräftung!"

„Gero!" rief da der Kaiser aus dem Gemache, „Ihr bringt mir nach geschehener That das Herz des Köhlerkindes."

„Zu höchst eigenen Händen!" rief Radeborn und verbeugte sich, ohne daß der von Wahnfurcht befallene Kaiser gegenwärtig war.

„Ersuchet unsern Gebieter," sprach Fichtenstein bitter, „daß Ihr sonach ein blutendes Kinderherz in Euerm Wappen und eine brennende Burg auf Euerm Helme führen dürft."

„Wer den Lohn vorschreibt, schmälert denselben in der Regel," lächelte Gero, verschmitzten Blickes hinzu setzend: „Die Gnade der Majestät wird sich an mir nicht unbezeugt lassen."

„Ei, gewiß nicht, je größer der Schuft, desto größer häufig sein Glück" — brummte Fichtenstein unverständlich in den Bart, und bestimmte dann mit kurzen dürren Worten Zeit und Ort, wann und von wo aus man den Weg nach der Köhlerhütte antreten wolle, um dem von Wahnfurcht befallenen Kaiser die Ruhe des Gemüthes zurückzugeben.

V.

Die Unschuld unter Gottes Schutz.

Im Abenddunkel des dritten Tages, der nach der Unterredung mit Kaiser Konrad fiel, ritten Fichtenstein und Gero von Radeborn, leicht bewaffnet, als Pilger verkleidet, und nur von einem treuen Knappen gefolgt, aus einem der Thore Aachens. Angekommen an dem Kloster Marienau, stiegen sie von den Rossen, übergaben dieselben dem Edelknechte, vertheilten den Mundvorrath, welchen er ihnen bis hieher nachgeführt, in ihre Reisetaschen, und gingen nun quer durch den Wald zum Fluße hinab, und von dort stromaufwärts, pünktlich nach dem Anrathen Konrads.

So lange der Strom ein breites Bett überfluthete, dienten ihnen hohe Bäume zum Nachtlager, als er sich aber immer mehr verengte, bestiegen sie dieselben gleichsam als Warten, um von ihnen aus die

Köhlerhütte zu entdecken, und sich mit der Oertlichkeit vertraut zu machen.

Abgemattet kamen diese beiden so sehr verschiedenen Naturen endlich dem Felsenborne nahe, umgingen ihn mit der äußersten Vorsicht, und verbargen sich dann hinter dem Felsgeklüfte, um von dort herab die in der Einsamkeit Lebenden zu belauschen. Einen Tag und eine Nacht brachten sie in dem so unbequemen Verstecke zu, als endlich des andern Morgens frühe der Geächtete, gekleidet in Thierfelle, aus seiner Einsiedelei trat, sich die Haare aus der hohen Stirne strich und, die Brust weitend, gierig die heitere Morgenluft einathmete; er rief einige Worte in die Hütte zurück und ging dann, bewährt mit dem Jagdspieß und der Armbrust, hinein in den Forst, alsbald aus dem Gesichtskreise der auf der Lausche Liegenden verschwindend.

Bei dem ersten Laut der Stimme, die der unten im umwaldeten Thale vernehmen ließ, erkannte Gero sogleich seinen ehemaligen Nachbar und das, wozu ihm anfänglich nur die Hoffnung auf Belohnung gerathen, ließ ihm nun die Furcht, die er empfand, als Nothwendigkeit erscheinen. Was in seinem Innern vorging, verschwieg er sorgfältig vor Fichtenstein, wie er ihm auch nicht sagte, daß der Baum, welchem er jetzt den einzigen Schößling abzureißen bestrebt sei, einst selbst seiner Art fallen solle. Da Fichtenstein den Leopold von Hochfurth persönlich nicht kannte, so ahnte er auch nicht im Geringsten, daß es der Bewohner dieser einsamen Hütte sei;

die ritterliche Haltung desselben, wie die Art und Weise, wie er den Jagdspeer trug, ließ ihn jedoch ahnen, dieser Mann habe nicht von Jugend an Kohlen gebrannt.

Da Kaiser Konrad wünschte, die Eltern des Knäbleins, dem er Vernichtung geschworen, mögen unbeschadet ausgehen und leben so lange es Gott gefalle, so kamen die beiden Ritter überein, ihr Vorhaben nur dann auszuführen, wenn sich Vater und Mutter von dem Säuglinge entfernt haben würden. So zu thun veranlaßte sie aber auch noch eine andere Rücksicht; sie galt nämlich der augenfälligen Stärke des Wildnißbewohners, aus dessen kühnem Blicke sie eher ihren Tod als die Möglichkeit ablasen, daß sie selbst unbeschadet hinwegkommen, wenn sie ihm im Kampfe sein Kind zu entreißen suchten.

Wiederholt wechselte der Mond einige Mal mit der Sonne, bis das geschah, was die Lauernden wünschten; wie aber Geduld, laut des Sprichwortes, fast immer Rosen bringt, so kam es auch jetzt, und die Harrenden sahen ihr beschwerliches unbequemes Warten dadurch gekrönt, daß an einem Nachmittage der Mann in den Fellen sein wieder genesenes Weib schonend hinaus in's Freie führte, für sie die besten Wege aussuchte, und unter traulichem Geplauder mit ihr alsbald in dem Dunkel der Waldeseinsamkeit verschwand, während das zuvor von der liebenden Mutter gestillte Knäblein auf der weichen Bärenhaut schlummerte, neben welchem der treue Robert Wache hielt.

Den Kopf gebeugt über den Rand der steilen Felsenwand, lag Gero wie erstarrt und innerlich zitternd auf der Erde; sein Falkenauge hatte Alles wahrgenommen was unten sich ereignete. „Die Alten sind fort," sprach er, endlich sich erhebend, zu Fichtenstein, der hinter ihm an einer Steinwand lehnte, „nun rasch das Nest ausgenommen; ruhig schläft die Höllenbrut, ob welcher sich unser kaiserlicher Herr so sehr grämt, auf einer Bärenhaut, vor der Hütte im Sonnenschein und der junge Bursche, den man wahrscheinlich als Wächter zurückgelassen, sitzt daneben; ein über das andere Mal nickt er mit dem Kopfe, so daß auch er eingeschlafen sein wird, bis wir hinab gestiegen." Nach diesen Worten nahm Radeborn eine Klotzbeute *), die er schon in erster Nacht aus Leopolds Bienenschauer gestohlen, aus einer Felsenspalte, wo er sie verborgen, schüttete Sand hinein, und kroch mit mehr Behendigkeit, als man hinter diesem steifen Höflinge hätte suchen sollen, die abschüßige Schlucht hinab; sicher kletternd, und unter lautem Herzpochen folgte Fichtenstein.

Als die Ritter, unten angelangt, durch die Büsche und durch das hohe Gras nach Robert hinkrochen, war dieser, nichts Böses fürchtend, mit dem Rücken an die Hüttenwand gelehnt, wirklich eingeschlummert; er hielt ein Schnitzmesser in der Hand, und neben ihm am Boden lagen einige Bolzen, die er eben geglättet.

---

*) Bienenstöcke aus hohlen Stämmen.

Dicht hinter dem Jünglinge erhob sich nun Radeborn so geräuschlos wie ein Gespenst, das aus dem Boden auftaucht, und in der nächsten Sekunde schlug er ihm das untere Ende der senkrecht gehaltenen Klotzbeute auf's Haupt, so daß das ganze Antlitz des Bedrohten von Sand, Wachs und Honig überfloß, und ihm Augen, Nase, Mund und Ohren zuklebte. In diesem Augenblicke sprang Fichtenstein hervor, raffte das Knäblein sammt dem Bärenfell vom Boden auf und folgte Radeborn, der schon mit der Behendigkeit eines Windspiels am Flußufer hinabeilte.

Nach einem raschen, erschöpfenden Laufe stand Gero endlich still und verlangte, daß das Kind nun getödtet werde.

„Fort! fort!" drängte Fichtenstein; „könnten nicht die Beraubten uns nachsetzen und erreichen; fort, denn sind wir auch zwei, so scheint mir doch der riesige Waldmensch gewandt genug, Einem von uns vermittelst der Armbrust einen Bolzen durch den Kopf zu jagen, während sein sehniger Arm den Andern mit dem Jagdspeere fällte."

Diese Reden waren allerdings geeignet, dem feigen Gero flinke Beine zu machen; trotz dessen aber schaute er beständig um sich und begehrte, so oft Waldesdunkel sie umfing, die Tödtung des Kindes. Immer hatte jedoch Fichtenstein etwas einzuwenden. „Den Säugling, der sich bereits in unserer Hand befindet, den haben wir nicht zu fürchten, wohl aber seinen Vater mit dem wilden kühnen Blicke und mit den Gliedern so drall wie aus Eisen gefeilt. Fort al-

so, fort!" rief der gute, weichherzige Mann, „das kleine Ding da können wir noch immer abthun, haben wir nur erst völlig die Gefahr im Rücken."

Eine Weile ließ sich Radeborn so beschwichtigen, endlich aber blieb er mit dem festen Entschluße sein Vorhaben auszuführen wiederholt stehen und verlangte, wie er sich ausdrückte, das Staatsopfer. Zwei Mal schlug er mit der geballten Faust nach der so weichen Stirne des Kindleins; jedes Mal parirte jedoch Fichtenstein mit vorgehaltenem Arm den mordenden Schlag, den Heftigen einen Unsinnigen scheltend, der das Kind zum Schreien bringen und ihr Verderben herbeiführen wolle. Da kam es denn endlich zu einem gar heftigen Wortwechsel zwischen Beiden, und erst als Fichtenstein das Schwert unter der Pilgerkutte hervorzog und ihm Kampf anbot, wenn er sich nicht in Geduld füge, gab sich der feige Bösewicht zufrieden.

Etwa eine halbe Stunde wanderten nach diesem Vorkömmniß die Beiden schweigend neben einander hin, bis sie endlich an eine Stelle kamen, wo Hufspuren und Wagengeleise den Boden furchten. Da wurde nun Gero wieder dringender als je; er murrte über absichtliche Zögerung, sprach von Rettungsplanen und setzte dem Kammermeister, ihm mit der Ungnade und mit dem Zorn des Kaisers drohend, so lange zu, bis dieser endlich unwillig stehen blieb, wehmuthsvoll die Stirne runzelte und unter einem schweren gepreßten Seufzer die Bärenhaut entrollte.

Ein rauher Wind weckte das nackte Knäblein; es schlug die seelenvollen Augen auf und blickte, indem es holdselig lächelte, heiter und engelfreundlich seine Henker an.

Jede Bewegung Radeborns scharf beobachtend, und schon fest entschlossen den harten Bösewicht zu zerschmettern, wenn er es wage das liebliche Kind tödten zu wollen, rief nun Fichtenstein, auf die Augen des Säuglings deutend: „Seid Ihr Unmensch genug diese himmlischen Strahlen brechen zu können, ehe der Schlaf sie wieder überwölkt hat?"

Radeborn steckte den Dolch in die Scheide, schwieg, wendete das Gesicht ab wie der Böse von einem Cruzifix, und ging den Weg entlang weiter. Mit einem dankenden Blick zum Himmel folgte Fichtenstein, wickelte das lächelnde Kindlein wieder in die warme Bärenhaut, wiegte es auf seinen Armen, drückte manchen Kuß verstohlen auf seine frischen Korallenlippen und schüttelte stets den Kopf, so oft Radeborn zu ihm zurück blickte, fragend: „Schläft's noch nicht?"

Nach allen Seiten hinlauschend, däuchte es dem ehrenhaften Fichtenstein endlich, er vernehme Menschenstimmen und das Heranjagen von Pferden. Als er sich dessen wirklich überzeugt, stand auch Gero bereits lauschend still. „Rettet Euch! Wir sind verloren!" rief jetzt Fichtenstein und sprang seitwärts nach einer Eiche dicht an dem von Hufspuren und Wagengeleisen bedeckten Pfade, während Gero todesbleich durch das Dickicht stürzte, als habe die Hölle

ihre Pforten erschlossen, um ihn durch ihre Geister fangen und in den Rachen des Verderbens stürzen zu lassen.

Sobald Fichtenstein von Radeborn weder mehr etwas sah noch hörte, legte er das in die Bärenhaut gewickelte Kindlein hart am Wege nieder, neckte es mit einem verdorrten Grashalme zum Schreien, und kletterte dann behende auf einen hohen Baum. Der Kammermeister, überzeugt, daß die Wartower, die Egisheimer und Leunroder auf diesem Richtwege zu ihren Burgen heimkehren, hatte absichtlich Geros Mordgier theils durch Zureden, theils durch Gewalt beschwichtigt, und ihn in eine Gegend zu führen gewußt, wo die Rettung des unschuldigen kleinen Geschöpfes wenigstens als möglich erschien.

Immer deutlicher hörte man nun das Schnauben der Pferde, auf welchen die Ritter und Adeligen, von einer in Aachen abgehaltenen Tagfahrt heimkehrend, nun der Stelle nahten wo der kleine Heinrich bitterlich weinte. Sobald sie des armen, verlassenen Geschöpfes ansichtig wurden, stiegen Einige, von Theilnahme ergriffen, von den Rossen, beschwichtigten das bildhübsche Kindlein, banden ihm einen Rosenkranz um den Nacken, und nahmen es nach kurzem Aufenthalte und im Gemüthe froh, es den Raubthieren der Wildniß entrissen zu haben, mit sich fort.

So sah denn endlich der von der mächtigen Eiche niedersteigende Kammermeister seinen frommen Wunsch vermöge der Gnade Gottes verwirklicht, und das mit Tod bedrohte Geschöpf nun in

der besten Obhut wissend, kniete er nieder, faltete die Hände, und dankte Dem, der mehr gibt als Menschen im Drange von Ihm erbitten; wohlgemuth eilte dann der wackere, fromme Ritter durch die Büsche jene Richtung entlang, in welcher Gero fliehend fortgestürzt war.

Mehrere Stunden suchte Fichtenstein nach Radeborn in der Wildniß umher, bis er ihn endlich erschöpft und unter einem Baume ruhend, fand. Gero's erste Frage war nach dem Kinde.

„Es ist in Gottes Hand," entgegnete ruhig der Angeredete.

„Ihr tödtetet es also?"

„Ohne, daß ich's wollte; wie Ihr, so flüchtete auch ich in scheuer Hast; da das Jagen flinker Rosse mir aber immer näher kam, so stieg ich auf einen Baum, glitt aus, und wollte ich nicht selbst den Hals brechen, so mußte ich die Bärenhaut mit dem Kinde fallen lassen und mich fest halten. Ich hörte nichts als einen Schrei unter mir, barg mich unter den Blätterkronen, guckte herab und sah, wie in der nächsten Minute ein Reitertroß anhielt, die Kindesleiche unter laut ausgesprochenem Bedauern vom Boden aufhob, ihr einen Rosenkranz um den Nacken band und sie in der Erde verscharrte, auf daß nicht ein Bär an dem heimgegangenen armen Geschöpfe seinen Hunger stille.

„Ihr seid ja plötzlich ganz anders gelaunt, Herr Kammermeister," sprach da Radeborn; „was

erheiterte denn so auffallend Euer Gemüth?" setzte er lauernd hinzu.

„Was Gott will, beruhigt mich immer, und da nun geschehen ist, was ich nicht wollte, so gestehe ich Euch ohne Rückhalt, daß ich die Absicht hatte, das Kind lebend dem Kaiser zu bringen; ich suchte eben nach Worten, um Euch diesen meinen Wunsch mitzutheilen, als uns plötzlich das Heranjagen der Reiter in die Flucht trieb und trennte. Fest bin ich versichert, hätte Konrad das holdselige Knäblein gesehen, so würde er seine Wahnfurcht bekämpft haben und mir später dankbar gewesen sein, daß ich ihn vor einer gar bösen Uebereilung behütete. Nun aber Gott selbst das arme kleine Wesen zu sich genommen, so ziehe ich daraus den Schluß, daß es sterben sollte. Zu Hause angelangt, erzählen wir dem Kaiser die Wahrheit, und nehmen so auch von seinem Herzen einen schweren Stein, dessen schmerzlichen Druck er während schlafloser Nächte sicherlich verspüren würde."

„Diese Freimüthigkeit kann ich dem strengen Kaiser gegenüber nicht gut heißen. Das Zögern des Weichmannes Fichtenstein hätte Euch, Gero, nicht abhalten sollen, das meinen Thron bedrohende Kind zu tödten, als Euch das Waldesdunkel umfing. So würde der Kaiser mich anfahren, und ich hätte seine Gnade auf immer verscherzt; klüger ist es daher, wir erzählen ihm, was er hören will."

„Was List und Vorsicht betrifft, da laß' ich Euch gerne den Vorrang; laßt' uns also umkehren, damit wir das Wahrzeichen —"

„Ei da hab' ich nun nicht Lust stundenweit zu suchen; wir kehren nach Marienau zurück, setzen uns dort zu Roß, jagen ein bischen im Walde umher, und schießen den nächsten besten Hasen mit der Armbrust nieder."

„Glaubt Ihr nicht, daß Konrad Hasenherzen kenne?"

„Würde er mir Euch dann wohl zugesellt haben?"

„In der nächsten Feldschlacht hierauf meine Antwort!"

„Genug der beißenden Reden, was geschehen sollte, ist geschehen; fort nun gen' Marienau! In welcher Richtung liegt es?"

„Gegen Morgen," entgegnete Fichtenstein, der, da er nun das Kindlein gerettet wußte, auch keinen so unbezähmbaren Groll mehr gegen Gero empfand, welcher nach des Kammermeisters frommer Ueberzeugung der Hand der Vorsehung doch nicht werde entgehen können.

„Nun so kommt, damit uns die Nacht nicht in diesem unheimlichen Walde überrasche," mahnte Gero und der Gedanke an reiche Belohnung beflügelte trotz der Erschöpfung seine Schritte. Kummerfrei folgte ihm Fichtenstein, und als das Tageslicht von den Schatten der Nacht verdrängt wurde, und der Mond sich am Himmel hob, langten Beide auf Marienau

bei dem Edelknechte an, der hier bei den Pferden zurückgeblieben.

Ein sicher abgedrückter Schuß verschaffte Radeborn am nächsten Morgen das für den Kaiser bestimmte Wahrzeichen, und das Hasenherz im Taschentuche, konnte er als Meister in der Lüge nun fest behaupten, des Herrn Wille sei vollzogen.

Kaiser Konrad mit jeder Stunde mehr von seiner Wahnfurcht eingenommen und verblendet, freute sich ungemein ob der vollbrachten That, die er sich von Radeborn, diesem zungengeläufigen Schwätzer, wiederholt erzählen ließ, als er Fichtenstein schon in Gnaden entlassen. Daß der habsüchtige Gero in dieser geheimen Audienz alle Verdienste sich zuschrieb, und die Weichherzigkeit Fichtensteins scharf tadelte, das versteht sich wohl von selbst. Ungemein freundlich redete Konrad mit dem heuchlerischen Lügner, ernannte ihn zum Grafen und zum Reichsoberwege- und Stegemeister, und befahl ihm von Stunde an Deutschland zu durchreisen, und für die Besserung der Straßen und Brücken Sorge zu tragen.

Das Herz des getödteten Hasen wurde in einer silbernen Kapsel verschlossen, und gerieth, als Konrad später nach Burgund zog, in die Hände eines überaus gelehrten Alterthumsforschers, welcher bündig uud haarscharf bewies, die Kapsel berge das Herz eines gar gewaltigen Kriegsobersten.

Der wackere Fichtenstein wich von der Zeit dem Kaiser aus, und dieser gab sich auch keine Mühe, dem Biedermanne zu begegnen, welcher nicht aufhörte im Stillen Gott zu danken, der die hilflose Unschuld beschützte.

VI.

Das Wandlungsglöcklein von Marienau.

Als sich Fichtenstein und Gero mit dem geraubten Kinde schon so weit vom Felsenborn entfernt hatten, daß ihre Flucht, selbst, wenn des Säuglings Eltern jetzt heimgekehrt sein würden, diesen nicht mehr hörbar gewesen wäre, saß Robert noch immer, wie von einem bösen lähmenden Zauber umfangen, sinnbetäubt und bewegungslos da.

Ein traumähnliches Bewußtwerden, er fühle Schmerzen, wie er sie nie zuvor empfunden, zwang ihn, sich der klebrigen Haube zu entledigen; er arbeitete, so viel seine Hände vermochten, und fühlte er auch allmählig der äußern Luft den Zugang geöffnet, so blieben doch noch immer sein Mund geschlossen, und seine Augen zugeklebt. Bestrebt, auch diese Fesseln abzureiben, drückte er die Sandkörner durch den Honig, und rieb sich das Gesicht so wund, daß es an

vielen Stellen blutete. Immer unbegreiflicher wurde es dem Jüngling, in welchem Element er denn eigentlich lebe; feucht und kalt lag es an und doch brannte ihn die Haut. Der Geschmack führte ihn zwar zu der Vermuthung dessen, was geschehen, und während ihn das Gefühl eben so überzeugte, zitterte er vor der Möglichkeit, es könnte sich irgend Jemand des kleinen Heinrichs bemächtigt haben. Ungemein beunruhigt durch diesen Gedanken, tappte er, noch immer des Augenlichtes beraubt, blindlings umher, seine suchenden Hände fanden aber weder die Bärenhaut, auf welcher der Säugling schlief, noch diesen selbst. Da kroch denn Robert, dessen Blut sich immer mehr erhitzte, nach dem Felsenborne hin, welchen er des Geräusches halber, veranlaßt von dem niedersprudelnden Wasser, nicht verfehlen konnte. Emsiges Waschen klärte ihm endlich den umnachteten Blick, und sobald des Tages Licht ihm wieder zuschimmerte, lief er unter lautem Herzpochen nach der Hütte zurück und stieß einen lauten Schrei des Entsetzens aus, als er weder von dem Säugling noch von dem Bärenfell eine Spur entdeckte. „Gott, laß' mich ihn finden den Elenden!" rief der Jüngling vor Schmerz und Wuth in Thränen ausbrechend; „laß' mich den finden, der mir den schlummernden kleinen Waldbruder aus dem warmen Sonnenscheine stahl!" So rufend und rasend, griff Robert nach seiner Armbrust und nach einigen Bolzen, und stürzte dann in den Wald hinein; er hatte sich aber noch kaum auf die Weite eines Steinwurfes entfernt, so

blieb er stehen und, die forschenden Blicke auf den weichen Boden heftend, rief er: „Spuren fremder Menschen — Sohlen — Absätze; o großer Gott! der kleine Heinrich ist — gestohlen! Helft! — Rettet!"

Diese Worte Roberts vernahm Gerberga, die am Arme ihres Gemahls heimkehrte; sie sank in die Kniee, trotzte aber den Gefühlen der Ohnmacht, lief zu Robert hin, der sich noch immer den Honig zwischen seinen Fingern zerrieb, und einige Worte bestätigten ihr das, was sie bereits vernommen und was sie doch nicht glauben wollte.

Graf Hochfurth, dieser Held ohne Furcht, der schon oft kalt in die hohlen Augen des ihn angrinsenden Todes geblickt hatte, zitterte jetzt, als sitze ihm ein Bolzen tief im Herzen, und als rinne durch die geöffnete Wunde, während sich seine Sinne umnebelten, der letzte Rest seines Blutes; so bleich, wie eine Leiche im Sarge liegt, stand er da unter dem Schatten der riesigen Eichen; plötzlich aber ballte er die Fäuste, rufend: „Ich kenne den Räuber meines Kindes; auf, ihm nach, — ihm nach!" —

„Ja ihm nach Vater! Eile — rette!" schrie jetzt auch Gerberga, und als sie nebeneinander fortstürtzten, entdeckte Leopold der todesbangen Mutter, wer jener Mann gewesen, der, als ihnen der Himmel den kleinen Heinrich bescheert, unter der Maske eines Verirrten bei ihnen Nachtruhe hielt.

Leopold und Gerberga, nur der Absicht ihrer Hast sich bewußt nicht aber. einverstanden über die Mittel Jene zu erreichen, die ihnen ihr Fleisch und

Blut, ihr einziges holdseliges Kind, geraubt, wurden, immer nur vorwärts strebend, ohne zurückzuschauen, von einander getrennt, wie auch Robert, der bald dem Grafen, bald Gerberga folgte, alsbald Beide aus dem Gesichtskreise verlor.

Während ihres Waldlebens waren die Gatten oft zu einem kegelförmigen Hügel, von ihnen Friedensbühel genannt, emporgestiegen; von hier aus konnten sie die Mauern und Zinnen des Klosters Marienau bei hellem Wetter deutlich sehen und bei günstigem Winde auch das Wandlungsglöckchen hören; zugleich mit der Christengemeinde beteten die Unglücksgefährten dann auf diesem erhabenen Punkte.

Hin nach diesem Hügel — dem Friedensbühel, — eilte jetzt auch Gerberga, die in der Absicht den Räuber ihres Säuglings zu erreichen, in dieser pfadlosen Oede nun auch den Gatten verloren hatte. Zu den Füßen der schmerzdurchstürmten Mutter dehnte sich die offene Landschaft, von dem kalten Glanz der spätherbstlichen Sonne beschienen, aus. In dem Dafürhalten, diese Fläche werde der Bosheit keinen Schlupfwinkel gewähren, eilte die von Liebe und unsäglichem Weh Getriebene durch die Wildniß, bald bergab, bald bergan und kam endlich nach mehrstündigem Laufe zum Münster. Zermalmt von dem Jammer, der in ihrem Herzen wühlte, und todt erschöpft von der stürmischen Hast, in welcher sie den weiten Weg zurückgelegt, sank sie, die bebende Hand nach dem Glockenzuge ausstreckend, an der Pforte nieder.

Frau Veronika, die Aebtissin des Klosters, erschien in der Weitung der geöffneten Thüre, blickte theilnehmend zu der auf der Schwelle liegenden bleichen Frau nieder, und fragte sie um den Grund ihrer Hast und Angst, und um Stand und Namen.

Geberga aller Orten die zermalmende Hand des Kaisers fürchtend, schüttelte wehmuthsvoll den Kopf, bedeckte schluchzend das angstbleiche Antlitz mit den zitternden Händen, und rief: „Mein Unglück, hochwürdige Frau, ist so groß, daß ich Euch keine der an mich gerichteten Fragen beantworten kann."

Dieses Ausweichen und die Hast, in welcher die Unbekannte die Klosterpforte gesucht, machte die kluge und gar vorsichtige Frau Veronika sehr nachdenkend, und Gerberga verdankte nur den Bitten Agnesens, des Kaisers kleinem Töchterlein, die neben der Aebtissin stand, die Aufnahme, die ihr nur ungerne bewilligt wurde.

Während Gerberga in dem Zustande der bedauerlichsten Hilflosigkeit auf Marienau anlangte, und daselbst in Folge der Bitten des gutherzigen kaiserlichen Kindes Wohnung, Hilfe und Pflege fand, durchirrte Graf Hochfurth das Gebirge, in der Meinung, die Räuber seines Söhnleins bergen sich noch in der Dämmerung des von einem waldigen Dache überwucherten Geklüftes. Auf schroffe Felsenwände und durch tief gespaltene Schluchten drängten ihn Liebe und Groll; kein Pfad war ihm zu steil, keine Kluft zu enge und zu schaurig; ohne Rast trieb es ihn bald vor- bald rückwärts. Gemsenleicht schwang er sich

über verfaulte Felsenkrate, über Schneeabgründe und über Steinblöcke hin, die unter den Fußtritten des schweren starken Mannes wankten. Da erblickte der ruhelos Suchende plötzlich hell lodernde Flammen mitten in der Felsenwüste; viele Männer hatten sich dort um ein mächtiges Feuer gelagert, die nun, geweckt durch das Rufen der Hutknechte, aus dem Schlafe auffuhren und nach den Waffen griffen.

Tollkühn stürzte der wehrlose, von Verzweiflung durchwühlte Vater geschwungenen Schwertern und gefällten Lanzen entgegen; seine glutsprühenden Augen hatten keinen Blick für die Schrecken und Gefahren, die ihn bedrohten; keck starrten sie in die Menge, nur das Eine — das verlorene Kindlein suchend.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" rief da einer der bewehrten Männer; trotz der Bärenfelle, in die Leopold gehüllt war, und trotz des langen, buschigen Bartes erkannte dieser den Grafen von Hochfurth; laut nannte er seinen Namen, ihn fragend, ob er es leibhaftig oder nur der Geist des Geächteten sei.

Da begann nun der sonst so starke löwenmuthige Ritter seines Herzens Wehen in lauten Klagen kund zu geben, denn es drängte ihn des Kummers ungeheure Last durch Mittheilung zu lichten; er erzählte sein ganzes unheilvolles Schicksal, und der Jammer, der in seinem Herzen überfluthete, legte ihm Worte in den Mund, daß die kalten starren Felsen darob hätten Mitleid empfinden mögen. „O helft! o rettet!"

unterbrach er sich oft; die Zuhörer störten ihn oft durch Verwünschungen, die sie gegen seine Feinde ausstießen, und noch ehe er geendet, rief Einer dem Andern zu: „Auf, wir wollen ihm suchen helfen!"

Wie ein Aufruf zur Fröhlichkeit drangen diese Worte zu dem Gehöre des Geächteten; wie drohende Donner die Entgegnung: „Wir dürfen nicht länger mit dem Heimzuge zögern, unser Herr würde uns des Ungehorsams zeihen!"

„O Mann!" rief Leopold, „erlösche nicht den Funken der Hoffnung, der eben in meinem Herzen wieder aufschlug. Glaube, daß dein Herr, wenn er nicht anders ein Herz von Stein in der Brust trägt, dich und deine Kameraden keines Ungehorsams bezüchtigt, wenn ihr ihm meine Geschichte erzählt und ihm offen und ehrlich saget, meine Bitten haben euch gerührt, und ihr habet mir mein Theuerstes, mein armes, geraubtes Kind suchen helfen."

„Ja ihr habt recht," sprach da der Rottmeister der vom Fuße bis zu den Zähnen bewaffneten Gesellen; „laßt nur mich machen," wendete er sich dann zu diesen; „ich kenne unsern Herrn Tasselgart; nie straft er die, welche das Racheschwert zur Vertheidigung eines Bedrängten zücken."

Einstimmig erklärte sich da die ganze Schaar für Leopold. Einige packten das Lagergeräth zusammen, Andere flochten Fackeln aus dürren, harzigen Fichtenzweigen und Jene, welche der Gebirgspfade kundig waren, warfen flackernde Feuerbrände als Warnungs-

zeichen in klippenvolle Abgründe und an gefährliche abschüssige Stellen.

Graf Hochfurth half Allen; er dankte, lobte, ermunterte und fragte endlich, als Alles vorwärts schritt: „Ihr dient also dem berühmten Räuberobersten Tasselgart?"

„Brodneider nennen ihn so," entgegnete stolz der Rottmeister; „Geheimnißkrämer und Ränkeschmiede schelten ihn so, denen es ahnt, er werde einmal mit seinem starken Arm ihre falschen Würfel zerschlagen und das um seine Bolzen gegossene Blei durch Brusthöhlen schmettern, wo kein Menschenherz anzutreffen ist. Freund, urtheile nicht aus der Ferne, sie trügt!"

„Lügt auch der Tod? Lügen gebrochene Burgen und eingeäscherte Klöster?" entgegnete kühnen Muthes Leopold; „doch was kümmern mich," rief er in dem Drange, sein Kind wieder zu bekommen, gleichviel wer ihm dazu verhelfe, „Tasselgarts Laster! Seine Tugenden nützen mir jetzt!"

„So kalt, so furchtlos und so gleichgiltig nennst du einen Namen, vor dem ganz Deutschland und Italien zittern," sprach da einer der Räuber verwundert zu Leopold.

„O, daß ich erst wieder etwas zu fürchten hätte!" seufzte Hochfurth.

„Laßt den Mann in Ruhe!" befahl da der Rottmeister; „er ist unglücklich, er hat Alles verloren und auch keinen Grund mehr etwas zu fürchten; nur der Glückliche hat Grund zur Angst, wenn er denkt, sein Glück könnte zerschmettert werden!"

Von diesem Augenblicke an machten sich Alle um Leopold etwas zu schaffen und, immer weiter vorwärts durch die Wüste dringend, sprach jeder der sonst so rohen Gesellen dem Geächteten, diesem so armen Vater, Muth ein, ihm die Hand bietend und ihn stützend, wenn seine Hast, mit welcher er über Felsen und Abgründe kletterte, ihn mit Verderben bedrohte.

Nieder brannten die Kienfackeln und man band neue; auch deren Glut erlöschte wieder, wie der Mond und die Sterne am Himmel; der Morgen dämmerte und die Sonne kam, die Suchenden aber hatten noch keine Spur weder von den Räubern noch von dem Kinde entdeckt. Länger konnten sie nicht bei Hochfurth bleiben, denn es rief sie die Dienstpflicht, deren geringstes Verletzen Tasselgart fürchterlich strafte.

Theilnahmsvoll und traurig gaben sie da dem bleichen Manne in dem dunkeln Bärenfell die Hand, bewehrten ihn mit Armbrust, Schwert und Lanze, damit er nicht wehrlos einem seiner Feinde oder einem reißenden Thiere erliege und dann sagten sie ihm „Lebewohl!"

Als von den Trümmern Hochfurths, dieser einst so stolzen Veste, die Flamme aufschlug und pechschwarze Rauchwolken sich dem Himmel zuwälzten, und Zinne an Zinne in Schutt und Asche zusammen fiel, als der Hunger an den von Kampf ermatteten Vertheidigern nagte und die Stunde herauf dunkelte, wo es zu sterben galt, damals ver-

zagte Leopold nicht; jetzt aber, allein stehend in der weiten öden Wüste, entfernt von Weib und Kind, und voll Ungewißheit über ihr Schicksal — jetzt knickte der Muth Hochfurths zusammen, wie ein dürrer Ast, den die Windesbraut von dem Stamme reißt; verödet schien ihm die Welt, verödet der Himmel, verödet das eigene Herz. „Mein Kind ist getödtet, Gerberga zerrissen von wilden Ungethümen; ich habe nichts mehr als das nackte Leben und ich lebe nur, damit ich jene Schmerzen fühle, die stündlich meine Brust zerfleischen!" so rief der Hochfurther, von einem Hauch der Verzweiflung angeweht, in das Felsengeklüfte hinein, und dicht an die Kante eines grauenerregenden Abgrundes tretend, maß er mit rollendem Blicke die umnebelte Tiefe. „Schließe die Augen, springe hinab, und deine Qual hat ein Ende." So flüsterte ihm an dieser gefährlichen Stelle der Versucher zu. Seine Pulse hämmerten, und vor seinen Augen schwirrte es, als umkreisen ihn Eulen und Fledermäuse; sein Gesicht verzerrte sich so häßlich, wie das eines Todschlägers, und schon wollte er, während seine Sinne immer mehr umstrickt wurden, so thun, wie die finstere Höllenmacht ihm geheißen.

Da ertönte hell und klar das Wandlungsglöcklein vom Münster Marienau; wie der Staar fiel dem Grafen da die Verblendung von den Augen; in dem Naß der Zähren hörte das Rollen des Augensternes auf, und an Gott gemahnt, kniete er an dem Rande des Abgrundes nieder, und bezeich-

nete Stirne, Mund und Brust mit dem heiligen Kreuze; die tiefste Scham röthete dabei seine Wangen, denn er gedachte des Friedensbühels, wo er oft mit Gerberga, wenn das Wandlungsglöcklein von Marienau erschallte, andächtig betend, auf den Knieen lag, und sein, ihr und des Kindes Schicksal Gott, dem Beschützer der Unterdrückten, mit gläubigem Muthe empfahl.

VII.

Die Amme.

Zwei Tage und auch den größten Theil der Nächte durchstreifte Robert Freydank den Wald und das Geklüfte; da trieb ihn endlich der Hoffnungsgedanke, Graf Hochfurth könne etwa die Entführer Heinrichs ereilt und ihnen sein liebes Kind entrissen haben, wieder heim zur Hütte.

Wüst und menschenleer fand der bekümmerte Jüngling die nun öde gewordene Stätte; hungermatt brüllte ihn die in dem Stalle eingesperrte Elenkuh an. Traurig fütterte er das arme Thier, und nachdem er sich selbst gelabt, um sich neuen Anstrengungen, die der Auffindung des kleinen Lieblings galten, hingeben zu können, däuchte es ihm sündlich, die Elenkuh, von der sie Alle während ihres Waldlebens süße Milch gewannen, nun gierigen Bären und Wölfen

zurückzulassen; er nahm daher, nachdem er sich das Schwert des Grafen um die Hüfte geschnallt, Brod zur Hand und lockte die Elenkuh so sich nach. Willig folgte die gezähmte Wildkuh dem, der sie täglich gefüttert, und das Kälbchen folgte der Mutter.

Dieser Gutherzigkeit verdankte Robert die Gewährung jener Bitte, die er stündlich bald wortlos, bald laut klagend zum Himmel schickte, nämlich, er möchte mit Gottes Hilfe den Ort erspähen, wo der den Eltern geraubte Säugling sich befinde.

Robert, dem Elenzähmer, öffneten sich nun die Thore aller umliegenden Burgen und Gehöfte; große und kleine Kinder rief und trug man herbei, damit sie die wie Hausthiere gezähmte Elenkuh und ihr Junges sehen.

Bei solchen Umgängen und bei solchem Treiben erspähte denn der Jüngling, noch ehe ihm die Herzensangst die Geheimnisse seines Unglückes abfolterte, — o welche Ueberraschung — plötzlich den Ort, wo der geraubte kleine Waldbruder unter dem Schutze eines Hohen sich befand. Es war dieß der stattliche Graf Helmold von Egisheim, der sich den Fund, den seine Leute im Walde aufgelesen, zu eigen machte, weil ihm die Kränklichkeit seiner Ehefrau bereits die Hoffnung benommen hatte, Gott werde ihn durch sie mit einem Erben segnen.

Dieser edle Ritter fand nun auch ein ungemeines Wohlgefallen an dem schmucken Elenzähmer, und da der treuherzige Jüngling, von Helmolds Freundlichkeit ermuthigt, die Frage stellte, ob er ihn nicht un-

ter sein Jagdgefolge aufnehmen wolle, versichernd, er könne mit Armbrust, Schwert und Lanze wohl umgehen, erklärte sich der Burgherr vom Herzen gerne hiezu bereit.

O welche Lust, welche Freude für den wackern Robert Freydank, der, sobald er allein war, hin auf die Kniee sank und Gott, dem Herrn, für die Gnade, die Er ihm zufließen ließ, dankte; selig und wie neu geboren fühlte er sich jetzt, denn es war ihm ja vergönnt, den kleinen Heinrich, den er unter so bitter'm Herzeleid vermißt, täglich vor Augen zu sehen, und manchen brüderlichen Kuß verstohlen auf die Lippen des engelholden Knäbleins drücken zu können.

Eines der ersten Geschäfte Roberts im Dienste seines neuen Herrn war ein Geleitsritt gen' Aachen, wodurch zur Hälfte jener heiße Wunsch verwirklicht wurde, an dessen Erfüllung der treue Jüngling kaum mehr zu denken gewagt.

Als Robert nämlich im Dienste Helmolds, in einen stattlichen Knappen verwandelt, allein von der Pfalzstadt heimkehrte, und am Kloster Marienau vorüber sprengte, zog eine Laienschwester seine Blicke von der Landstraße ab; es war bitter kalt, und Schuh tief lag der Schnee über der erstarrten Erde. Mensch und Thier suchten warme schützende Stellen, die Laienschwester allein schien sich um den eisigen Frosthauch, obwohl sie bleich war wie der Tod, nicht zu bekümmern. Hin starrte sie vor sich mit einem, wie es schien, bewegungslosen Auge, und der heftig wehende

Wind, der über das Schneefeld hinblies, zauste ihr das Gewand und die langen Haare.

Von Neugierde getrieben, ritt Robert hinzu; forschend betrachtete er die tief Nachdenkende, sich und dem Echo sagte er aber dann in lautem Aufschrei: „'S ist Gerberga!"

Unbeweglich beharrte die Laienschwester in ihrer Stellung; ihr Gehör schien dem Halle verschlossen, ihren Augen die Sehkraft genommen.

Sinnend, wie er der geliebten Herrin, dieser nun vor Kälte bebenden Leichengestalt, die Nachricht von dem Leben des kleinen Heinrich zur stärkenden Arznei machen könne, weilte Robert; er vermied jedes Geräusch. Als der Jüngling so sann, öffnete sich die Pforte, und heraus schritten einige Nonnen; hin gingen sie zu dem bleichen geisterhaften Wesen, faßten es unter den Armen, und führten die Wankende schonend und langsam aus dem Bereiche des Frostes hinein in die schützenden wohl durchwärmten Gemächer des Klosters.

„Wer ist die so übel aussehende, bleiche Frau?" fragte Robert die Pförtnerin, die eben im Begriffe war das Gitter zu schließen.

„Eine arme Kranke; Niemand weiß wer sie ist und von wo sie kam. So lang sie sich bei uns befindet, hörten wir nur Klagen und Seufzer von ihr; im Traum und Schlafe redet sie oft von einem hohen mächtigen Feinde, vor dem sie sich gar arg zu fürchten scheint; dabei sucht sie mit den zitternden Händen nach etwas herum. Bekommt sie dann zufällig den Kopfpfühl zu fassen, so bedeckt sie

denselben mit Küßen und Thränen, wiegt ihn auf den Armen als habe sie ein Kindlein, und weint dann jedesmal bitterlich, wenn sie erwacht und sich getäuscht sieht. Prinzessin Agnes, des Kaisers holdseliges Töchterlein, ist der Armen so sehr geneigt, daß es weinend erklärte, es wünsche die Kranke wieder gesund zu sehen oder mit ihr zu sterben."

Tief ergriffen dankte Robert der Pförtnerin für die freundliche Auskunft, rasch wendete er dann sein Pferd, sprengte davon und sein frommer Sinn beugte sich vor dem unerforschlichen Walten Gottes. „Der Kaiser," sprach er endlich, seinen Gedanken Worte gebend, „stürzte des Grafen Burg in Schutt und Trümmer; er belegte den Hochfurther mit der Acht, während sein gutherziges Kind die Gattin des Geächteten zur Genesung gebracht wissen oder selbst mit ihr sterben will. Der Himmel selbst scheint hier versöhnend einzuwirken, und da der Wille Gottes mächtiger ist, als der des gewaltigsten Menschen, so kann ja Alles noch gut werden."

Wie nun aber Gerberga zu dem ihr geraubten Kindlein bringen? — Diese Frage schien dem Jüngling ein Knoten, den aufzulösen er verzagte; der Herr jedoch, der Allen, die auf Ihn vertrauen, stets schützend nahe ist, bahnte auch hier eine Gelegenheit, an die der auf der Heerstraße Reitende nicht entfernt dachte, die er aber recht augenfällig erkannte, als er in Egisheim anlangte. Bestürzt und traurig fand er hier Alle, und nach dem Grunde des Trübsinnes fragend, erfuhr er, der Findling sei plötzlich schwer er-

krankt, worüber sich Wendela, Helmolds fromme Gattin, an welcher Alle, die sie kannten, eine hohe Gelehrsamkeit und seltene Herzensgüte priesen, die Augen roth weine.

„Was fehlt ihm denn, dem armen Knäblein?“ fragte Robert erbleichend und bestürzt.

„Wie ein Kalb nach der Kuh,“ entgegnete der derbe Burgvogt, „schreit der Kleine und krümmt und dehnt sich, daß er Einen jammert; Frau Wendela beschloß in ihrer Weisheit für den Findling schleunigst eine Amme zu bestellen; wo nun aber gleich eine solche hernehmen?“ —

„O Gott, wie groß bist Du!“ jubelte Robert von Preis und Dank erfüllt, wendete sich dann zu dem Burgvogte und sagte: „Ei, da weiß ich Bescheid; ich kenne eine Frau, der unlängst ihr Kindlein starb; sie kam aus fernem Lande und fand in dem Kloster Marienau, da Schmerz und Erschöpfung ihr das Weiterwandern unmöglich machten, Obdach, Schutz und Pflege. Niemand weiß, wer diese Arme ist und woher sie eigentlich kam. Sicherlich wäre nun diese Frau gerne bereit, auf einige Zeit in Wendela's Dienste zu treten und des Findlings als Amme zu warten. Ihr und dem kleinen Schreibold wäre so geholfen und Frau Wendela thäte überdieß an der Verlassenen noch ein gutes Werk.“

„Dein Einfall, Junge, ist Goldes werth!“ jubelte der Burgvogt; „stärk' dich mit einem Satteltrunke; ich sorge unterdessen für flinke Rosse; dann rasch nach Marienau. Holla, ihr Stallbuben!“ rief

der wohlgenährte Burgvogt dann in den Hofraum zurück, „flugs ein paar Pferde gezäumt; ein's für Robert und ein's für eine Frau." Wieder wendete er sich dann zu dem Jüngling, dem das Herz im Leibe vor Freude hüpfte, zog ihn in das Erdgeschoß, füllte ihm in seiner Wohnung einen Humpen mit perlendem Weine, klopfte ihm auf die Schulter und rief jubelnd: „Du Wetterjunge ziehst mich da aus arger Verlegenheit! Eine Amme um jeden Preis zu schaffen, gebot mir die Herrin schon vor etwa einer Stunde, und da ich nichts Wichtiges denken kann ohne zu trinken, so leerte ich einen Becher nach dem andern, ohne daß mir jedoch dabei etwas Vernünftiges einfiel. Da kommst nun Du und schaffst plötzlich Rath. Ich könnt' Dich vor lauter Freude umhalsen, daß Du in meinen Armen ersticktest; trink' Glückskind, Du sollst leben!"

Robert stieß mit dem Vogte an, stärkte sich, indem er etwas von dem Imbiß genoß, den ihm der Freigebige vorsetzte, und sprengte dann auf einem flinken Roße, ein zweites, auf dem ein bequemer Frauensattel lag, am Zügel nach sich ziehend, die Straße entlang, die gen' Marienau führte.

Nach scharfem Ritte hielt Robert mit den schaumbedeckten Pferden endlich an dem Münster; er schwang sich aus dem Sattel und that mit der vor Freude zitternden Hand einen so mächtigen Riß an der gewichtigen Klingel, daß die Glocke lärmte, als begehre ein feindlicher Heide, nicht aber ein frommer Christ Einlaß. Mit zürnender Miene öffnete die Pförtnerin, sie wurde aber durch die freundliche Ent-

schuldigung des Jünglings, dem sie erst jüngst Auskunft ertheilt, alsogleich wieder zufrieden gestellt. Während sein Athem flog und seine Stimme bebte, theilte er der Pförtnerin nun mit, er habe von Wendela, des Grafen Helmolds Gattin, den Auftrag, mit der Kranken, die hier Obdach gefunden, und von der man nicht wisse wer sie sei und woher sie gekommen, einige Worte zu reden.

Der Bitte Roberts Gewährung zunickend, hieß die Pförtnerin den Jüngling die Pferde im Stalle versorgen, wonach er sich in dem Sprachzimmer einfinden möge.

Robert that wie ihm geheißen, und sobald er den Pferden Zaum und Sattel abgenommen, sie in dem Stalle untergebracht, ihnen Haber in den Barn geschüttet und Heu auf die Rauffe geworfen, ging er mit hoch pochendem Herzen durch die Pforte nach dem Sprachzimmer hin.

Mit demselben starren unbeweglichen Blicke, wie Robert Gerberga das erste Mal auf dem Schneefeld stehen sah, so saß sie nun auch hier in dem hochgewölbten wohl durchwärmten Gemache. Schweigend betrachtete er eine Weile die von Kummer und Leid gebeugte Gestalt, dann trat er zu ihr hin, ergriff mit seinen lebenswarmen Händen ihre todeskalten und flüsterte ihr leise zum Gehör: „Mutter, dein Heinrich lebt!"

Da kam plötzlich, wie durch einen elektrischen Schlag Wärme und Bewegung in die einem Steinbilde Gleichende; ihre Wangen rötheten sich, ihre Bli-

cke bekamen wieder Glanz, und das stumme Schweigen brechend, rief sie, indem sie nun auch den Jüngling erkannte; „Wo! — Wo?“ — Von dem Gefühle einer Ohnmacht angewandelt, sank sie dann von dem Stuhle nieder, und hätte Robert sie nicht mit seinen starken Armen gehalten, so wäre sie sicher hin auf den harten Boden gefallen.

Der Jüngling kam nun in gar arge Verlegenheit; die kaum mehr Athmende bedurfte augenfällig der Hilfe, und doch wagte er nicht eine solche herbeizurufen, weil er jeden Akt, der zur Entdeckung führen könnte, mehr fürchtete als den Tod selbst. Er flehte daher Gott und alle Heiligen und Engel an ihm beizustehen, und als endlich Gerbergen die Sinne wiederkehrten, beschwor er sie bei dem Leben ihres Kindes und bei Allem, was ihr hoch und theuer sei, sie möge sich fassen. Wie aus einem Traume voll Entzücken aufwachend, rief da die liebende Mutter: „Gott also hat mein liebes, theures Kind behütet? — Auf Robert! fort, komm!“ Bei diesen Worten schürzte Gerberga ihr langes faltiges Gewand auf, band sich eine Pilgerflasche um die Hüfte, ergriff den Wanderstab, drückte einen Hut mit breiter Krempe, wie deren mehrere in dem Sprechsaale aufgehangen waren, auf den Scheitel, eilte nach der Thüre und hieß Robert ihr folgen.

Nur mit vieler Mühe gelang es dem Jünglinge, die Voreilige, von Mutterliebe zur Hast fortgerissen, aufzuhalten und ihr begreiflich zu machen, des Kaisers Zorn werde sie ereilen und alle ihre Hoff-

nungen zerstören, wenn man nicht mit der größten Ruhe und Behutsamkeit ans Werk gehe. Wie einer Stimme aus ferner Wüste lauschte Gerberga den Worten des Jünglings; plötzlich aber klärten sich, wornach sie mühevoll rang, die von rasch auf einander folgenden Unglücksschlägen umnebelten Sinne; sie nickte mit dem Kopfe, als sei sie einverstanden nach dem Rathe des Jünglinges zu thun, und ihn in den fernsten Winkel des hohen Gemaches ziehend, da sie nun selbst jeden Lauscher fürchtete, forderte sie ihn auf, ihr Alles genau zu berichten und zu sagen, durch welche Umstände er Heinrichs Aufenthalt erspähte, wie er zu den schönen Kleidern gekommen und wessen Wappen er auf dem Waffenrocke trage.

Gott dankend, der endlich Gerbergas umnachtete Sinne gelichtet, erzählte Robert nun Alles haarklein, und als Gerberga erfuhr, er sei hier, um sie nach Egisheim als Amme für den Findling abzuholen, so sank sie, erschüttert und von so viel Gnade überwältigt, hin auf die Kniee und dankte dem Herrn, der seine wunderbar rettende Kraft an ihr, der Unwürdigen, die schon verzagte, so unverkennbar bewährte.

„Dem Grafen Helmold wie Wendela, seiner Gattin," nahm da Robert wieder das Wort, „muß Euer Stand und Euer Name ein Geheimniß bleiben; was liegt Euch daran, wird doch der kleine Heinrich Tag und Nacht Eurer Obhut anvertraut; gegen jede Nachforschung gesichert lebt Ihr vor der Hand in Egisheim, und bei der nächsten be-

sten Gelegenheit zieh ich hinaus in die Welt, um Euern Gemahl und meinen zweiten Vater, den Grafen von Hochfurth, aufzusuchen.

Vor Freude und Seligkeit leise weinend, hörte Gerberga all' das an, was der Jüngling zu ihrem Frommen ersann; feierlich gelobte sie seinem Plane, den ihm offenbar Gott eingegeben, zu folgen und nach Umfluß von einigen Stunden, innerhalb welcher die Pferde ausgeruht und gefüttert worden waren, geleiteten mehrere Nonnen die Kranke, die plötzlich genesen schien, hinaus vor die Klosterpforte. Alle waren froh, die los zu sein, von der sie bis jetzt nur Wehklagen gehört; bitterlich weinte allein des Kaisers Töchterlein, und Gerberga mußte dem herzensguten Kinde versprechen, es ja oft mit einem Besuche zu erfreuen.

Anfänglich führte Robert das Pferd, auf welches er Gerberga gehoben, als sei sie des Reitens völlig unkundig; sobald sie aber den Blicken der Nonnen, die der Scheidenden die besten Wünsche nachriefen, entrückt waren, nahm Gerberga das stolze Thier zusammen, und sprengte, der Reitkunst völlig Meister, an Roberts Seite in vollem Galopp dahin.

Kein mit Schätzen beladenes Schiff wurde wohl je von dem Eigenthümer mit sehnsuchtsvolleren Blicken erwartet, als Wendela, am gothisch gewölbten Erkerfenster stehend, der Ankunft der Amme entgegenharrte, die den armen Findling stillen sollte, der sich auf seinem weichen Lager krümmte und schmerzlich weinte.

Da meldete endlich der Burgvogt, Robert mit der heiß Ersehnten sei angekommen, und sogleich wurde diese zu der Gräfin beschieden.

Als Gerberga über die Zugbrücke in das Schloß Egisheim ritt und die Elenkuh und das Junge derselben gewahr wurde, die sich wohlgenährt im Hofraume herum trieben, entfuhr ihr ein Aufschrei der höchsten Ueberraschung und Freude. Mit gefalteten Händen bat Robert, sie möge sich jetzt zusammen nehmen, weil lediglich nur von ihrem Anstellen des Kindes künftiges Wohl oder Wehe abhänge.

In einem leisen aber andächtigen Vaterunser flehte Gerberga Gott um Fassung an und stieg dann, auf Ihn vertrauend, die Wendeltreppe zu Helmolds Gattin hinan.

Mit unverstellter Herzensgüte wurde Gerberga von dieser klugen edlen Frau empfangen. „Gott segne Euern Eingang!" sprach sie, ihr die Hand zum Kuße reichend, und als sich nun Gerberga mit hohem Anstande verbeugte, obwohl sie sich eigentlich zu verstellen suchte, und Wendelas Hand an ihre Lippen drückte, erstaunte diese, so viel Würde und so viel Ehrfurchtgebietendes in einer Person vereint zu finden, die kam, um sich hier als Amme zu verdingen.

„Ihr seid von Stand, gute Frau?" sprach die kluge Wendela; „Robert erzählte meinem Burgvogt, in Marienau drüben wisse man nicht, von wo Ihr gekommen und wer Ihr seid, und da Ihr wohl Grund haben möget das zu verschweigen, so will auch

ich Euch mit Fragen nicht zudringlich werden. Euer Gesicht ist so fromm, wie das einer Heiligen, und Eure Augen so rein und so ganz ohne Falsch, wie ich mir die eines Engels denke. Ihr habt viel geweint und gelitten, davon zeugt der Schmerz, der sich in Euern Zügen ausspricht, und es müssen das wohl recht böse Menschen sein, die Euch so wehe thun konnten. Schutz und Trutz bietet Euch meine Burg gegen Eure Verfolger, und nun begleitet mich zu dem armen Findling, den ich Euch im Namen Jesu, der mir ihn zuschickte, übergebe, auf daß er wieder genese."

Von einer so über alle Erwartung herzlichen Aufnahme gerührt, weinte Gerberga über Wendelas Hände, die sie wiederholt ergriff und mit Küssen bedeckte, Freudenthränen. In dem Gefühle eines überschwenglichen Glückes folgte sie dann Helmolds Gattin in ein Nebengemach, aus welchem ihr der kleine Heinrich, von dem hier in Egisheim Niemand wußte, wie er heiße, schmerzlich entgegen wimmerte.

„Nun gute Mutter, verstelle Dich!" so flüsterte der Ueberraschten ihr Schutzgeist zu, und mit der möglichsten Fassung schritt sie hin zu der vergoldeten Wiege, in welche man den Findling wie ein Königskind gebettet. Rasch nahm Gerberga den Kleinen heraus, schloß ihn in die Arme, küßte ihm die bleichen Wangen roth, drückte ihn an die Brust und — o welch ein Wunder! — der Findling hörte zu weinen auf; lächelnd schaute er in das

Mutterantlitz, und alle Noth auf Egisheim war nun beendet.

Entzückt durch dieses Vorkömmniß, umarmte Wendela die Frau, die der Säugling so freundlich anlächelte, versicherte sie ihrer vollen Gunst und ging, ohne zu ahnen — die Amme sei des Findlings leibliche Mutter.

Sobald Gerberga mit dem Lieblinge ihres Herzens allein war, hob sie ihn hoch empor zu einem Gnadenbilde, und dankte so dem Herrn, der sie nach schmerzlicher Trennung wieder mit ihm vereinte. Unzählige Küße drückte sie dann in dem verschwiegenen Gemache auf das Gesicht und auf die Händchen des nun plötzlich wieder so heitern Wesens, dem sie ohne Zeugen Mutter, unter den Augen Wendelas aber nur eine pflichtgetreue Amme war.

VIII.

Das Wunderkind.

Der Findling, den Frau Wendela nach ihrem höchst seligen Vater — Heinrich — nannte, erwuchs schnell zu einem schönen, gesunden, kräftigen Knaben, aus dessen seelenvollen Augen die reinste Gutherzigkeit lachte; früh schon schienen ihm alle Gesichtskreise, die ihn umgaben, beschränkend, und durch eine stärkende Geschäftigkeit eiferte er Alles abzuschüt-

teln, was ihn an die Erdscholle der Hilfsbedürftigkeit fesselte.

Wie ein Gärtner das junge Bäumchen, welches, von heißen Zonen hinweggenommen, in kältern Luftgegenden Früchte tragen soll, vorsorglich allgemach der rauhen Witterung aussetzt, stellte die kluge Wendela ihren blühenden Liebling oft absichtlich den Stürmen der Erfahrung bloß; allmählig härtete sie seinen Körper ab, ohne die Spann- und Schnellkraft der zarten Fiebern zu lähmen, und machte so seine Geistesnerven geschickt, den Ursachen und Wirkungen jener Gewalten nachzuspähen, aus deren Born für den Menschen bald Freude, bald Leid entquillt.

Diese Rundschau, die der wiederholt Heinrich Getaufte voll Wißbegierde täglich vornahm, führte ihn zum Unterscheiden, Vergleichen, Folgern und Schlüsse machen, so zwar, daß alsbald ernste Männer jene Spiele, die Heinrich anstellte, einer prüfenden Aufmerksamkeit für würdig erachteten. Vom Nachahmungstriebe geleitet und allen schlechten Beispielen entfremdet, stellte Heinrich mit Seinesgleichen die Handlungen älterer Personen dar, und würdigte diese durch zweckgerechtes Mindern oder Ergänzen, so belehrend, daß Graf Helmold und dessen Waffenbrüder, ehe sie eine Handlung von Wichtigkeit ausführten, stets den Knaben zum Zeugen der Vorberathungen machten; gerne folgten sie seinem durch nichts mißleiteten Blicke, fest überzeugt, sie können dann eines günstigen Urtheils unverbildeter Menschen gewiß sein.

Der Ruf, der stets dem Wachsenden geneigter ist als dem Erwachsenen, rühmte alsbald die altklugen Handlungen, die sinnvollen Denksprüche und die treffenden Antworten des Findlings.

Die Mähre von dem Findling auf Egisheim drang enlich auch bis zur Kaiserin Gisela, und da sie den Wunsch hegte das Wunderkind sehen zu wollen, so wurde Heinrich plötzlich an den Hof beschieden.

Heinrich kam, und Gisela überzeugte sich, daß Wahrheit aus dem Sprachrohre des Gerüchtes erschalle. Des Findlings prunklose Bescheidenheit sprach als bestes Zeugniß für sein edles Herz, und Gisela wünschte, ganz und gar für Heinrich eingenommen, in ihm Anlagen zu begründen, worauf einst ein fester Hord zum Schutze hilfebedürfender Schwacher und zum Trutze selbstsüchtiger Glücksstörer gebaut werden könne. Die Bestandtheile hiezu wußte diese kenntnißreiche, tugendhafte Frau in den Lehrbüchern alter Dichter und Geschichtschreiber enthalten, und so wurde denn Heinrich, als er wieder nach Egisheim zurückgekehrt, der Quelle jener Weisheitsschätze zugeführt, aus welcher er mit wahrer Gierde trank, und sich Reichthümer sammelte die ihm kein Feind zu rauben im Stande war.

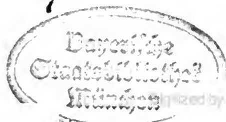
Alsbald wurde dem Findlinge das unterscheidbar, was die Kurzsichtigkeit Zufall nennt; ihm übersehbar entwickelten sich Begebenheiten aus Saamen und Keimen, die dann zu Wäldern erwuchsen, Länder durch ihre Wurzeln vereinigten und Völker mit

ihren Wipfeln schützten. Sein zum Denken und Prüfen geweckter Geist gewahrte alsbald, woher der Wind kam, welcher so viele gemeinnützige Werke der Vorzeit mit Moderstaub bedeckte, Heuschreckenwolken auf seinen Flügeln tragend, hier reifende Fruchtfelder verwüstend, dort Maulwurfshaufen zu Bergen anthürmend. Treu und sorgsam pflegte Heinrich schon als Knabe jedes Fruchtkeimchen, unbekümmert, in welchem Boden es grüne; eben so neigte er sich zu jedem Hilfsbedürftigen ohne Stolz, denn er wußte ja vermöge seiner eifrigen Studien, daß auch der erste immer vom Ganzen, wie der Mittelpunkt vom Umkreise des Zirkels abhängig sei, und daß Jeder, welcher zum Frommen des Nächsten Moräste austrockne, auch für sich eine reinere Lebensluft gewinne. Bei einer solchen Denkungsweise fand Heinrich keine Dienstleistung beschimpfend, wenn sie nur das Glück Anderer förderte, und so sorgfältig wie gegen die Ansteckung der Pest verwahrte er sich gegen die Wurzelfasern des Grolles und der Rachsucht, welche alle edeln Gewächse, die Menschenherzen entsprießen, umstricken und im Entstehen tödten.

Giselas Wahrspruch: „Rechtthun gibt Rechte," und Gerbergas Denkreim, die er nur als Amme kannte: „Was Recht bescheert, Billigkeit nährt," machte der Jüngling zu Grundregeln seines Verhaltens. Willig bot er Nothleidenden die Hand und wagte für das allgemein Nützliche Alles, am ersten liebsten sich selbst.

Mit dieser Vorliebe zur Erforschung und Ausübung des Wahren und Guten hatte sich Heinrich auch körperlich Taugsamkeit und Kraft erworben, ohne welche der Wille den gewaltehrenden kampflustigen Menschen jener derben Zeit weder Achtung noch Folgsamkeit abgewann. Wenn er auf wildem Roße dahin sprengte, so schien er und das Pferd nur ein Wesen, und der Centaur der Fabelwelt entrückt; als Fechter konnte er auf seine erprobte Armkraft dem Stärksten gegenüber zählen; auf seine Kunstfertigkeit als Gegner eines listigen Feindes und als Ringer unterwarf er sich vermittelst Gewandtheit und Aufsparen seiner Kräfte die ihm weit Ueberlegenen; als Schwimmer widerlegte er die Behauptung, das Wasser sei nur ein Element für Fische, und als Krieger erbeutete er, wenn auch nicht alle Zeit den Siegeskranz, doch stets einige zierende Ranken desselben. Das, was ihm Andere riethen, konnte ihn nie lenken, nie leiten; jede Meinung, nach welcher man ihm zumuthete zu handeln, prüfte er zuvor, indem er die Wirkung derselben abwog; denjenigen, der ihm unbedingt nachgab, mied er; Dem, der ihm widersprach, wenn er unrecht hatte, hörte er ruhig und gelassen zu und nannte ihn im Stillen Freund; einem Solchen aber, der ihm frech und eigenwillig widerstand, kündete er Fehde an und begann und beendete jeden Kampf gleichmuthig.

Ohne Hehl gestand es dieser ritterliche Jüngling, wenn er einer That sich nicht gewachsen fühlte; zu dem aber, was er durchzuführen auf sich nahm,



wählte er nie viele Mitwirker. Als Graf Helmold ihn einst nach dieser Ursache fragte, antwortete er: „Viele vor mir verkundschaften mich meinen Feinden; Viele neben mir gewöhnen mich zum Vertrauen auf die Menge und Viele hinter mir machen meinen Pfad zur Heerstraße und schaden mehr als ich zu nützen im Stande bin."

Alle diese edeln Früchte einer vortrefflichen Erziehung, welche Heinrich theils von dem ritterlichen Grafen Helmold, theils von der klugen Wendela, theils von Gerberga, die er, wie gesagt, nur als Amme kannte, hauptsächlich aber vermittelst der Vorsorge Giselas, der ihm gar holden kaiserlichen Frau, erhalten, trug er nie bar und bloß wie die indianische Feige zur Schau, sondern gleich der Kokuspalme mit lieblichen Hüllen bedeckt.

Diese ungeheuchelte Anspruchslosigkeit erwarb dem als Wunderkind im ganzen Lande bekannten Heinrich mit der Gunst aller edelmüthigen Reichen und Großen auch das Lob der Verdienstesarmen und Selbstsüchtigen, welche sich in der Regel gerne als Leitern und Obstbrecher gebrauchen lassen, um nur in die Höhe zu kommen und gesehen zu werden.

Frau Gisela, die mit mütterlicher Freude den Findling von Egisheim bald in der Nähe bald in der Ferne beobachtete, und die Ueberzeugung gewann, wie er von Fähigkeiten zu Fertigkeiten und von diesen zu Vollkommenheiten fortgeeilt sei, jeden Nebenbuhler um Kampf und Siegesehre weit hinter sich zurück lassend, nahm ihn nun in die Schaar ihrer

Leib- und Edelknappen auf und übertrug dem anstelligen ausrichtsamen Jünglinge manche Arbeit, zu deren Vollbringen ein ganzer Mann gehörte. War nun auch Heinrich auf der Bahn zum Ruhme, so trauerten doch Alle, als er in Begleitung Roberts fort zum kaiserlichen Hoflager zog; Wendela, Graf Helmold und Gerberga schlossen ihn in die Arme und weinten Freuden- und Schmerzensthränen, die theils seinem Glücke, theils der Trennung von ihm galten; dabei trösteten sie sich aber, Giselas ritterlicher Edelknappe werde oft ge'n Egisheim das Roß tummeln und die nicht vergessen, die ihn mit so treuer Sorgfalt gepflegt und mit so viel Liebe den ihren genannt hatten.

Heinrich küßte den Grafen, die Gräfin und zuletzt seine liebe, treue Amme; es war ihm dabei gar sonderlich zu Muthe und als er in Gerbergas rothgeweinte Augen blickte, und den Schmerz aus diesen Fenstern, durch welche die Seele heraus blickt, gewahr wurde, sank er noch einmal an ihre Brust, wo er als Kind oft geruht, und schluchzte laut. Ihr Kuß galt ihm wie Mutterkuß, ihr Segen allein wie Muttersegen.

Nicht ihr Stand, den sie Niemanden entdeckte, nicht ihr Unglück, das sie vergessen zu haben schien, sondern die reine Verstandes- und Herzensgüte, welche sich Andern so uneigennützig und so wohlthuend, wie das Licht der Sonne mittheilt, hatte Gerberga zu Wendelas Freundin und sie jedem Egisheimer lieb und werth gemacht. Theils selbst dazu getrieben,

theils dazu gedrängt, und im Glauben ihr Gemahl sei todt, blieb sie daher auf Egisheim; Robert, der zum starken Mann geworden, empfahl sie ihren Sohn, hoch und heilig beschwor sie ihn, er möge ihr so oft als thunlich Nachricht von ihm bringen.

Während nun die Egisheimer täglich für Heinrich beteten, ward der Kammermeister Fichtenstein dem Findling am Hofe das, was ihm Helmold in Egisheim gewesen; verdienen wollte dieser wackere Mann das Zutrauen der Vorsehung, die ihn zur Rettung des Säuglings berief. Schon als Fichtenstein erfuhr, wie freundlich Helmold und Wendela den Findling aufgenommen, war er entzückt, und als er später von dem Wunderkinde hörte, lachte ihm das Herz im Leibe; als er noch später dann erfuhr, Gisela, die Kaiserin, sei in mütterlicher Liebe zu dem Egisheimer Findling entbrannt und sie sorge dafür, daß er ritterlich und gründlich wissenschaftlich gebildet werde, sah er hierin ein Zeichen der Vorsehung; so aber jetzt der ritterliche Jüngling sich als Edelknappe Giselas am Hofe befand, näherte er sich demselben alsogleich als Mentor, denn er wußte, der Grundboden eines Hoflagers werde der Seelengesundheit nicht selten schädlicher als ein feuchter Waldboden der Leibesgesundheit.

Eine wunderbare Sympathie, wie sie Heinrich außer zu Gerberga zu Niemanden empfand, fühlte er alsbald für Fichtenstein, und er unternahm und that nichts, bevor er sich nicht mit dem Kammermeister beredet hatte.

Da sprengte denn, nachdem Heinrich sich schon mehrere Monden am Hofe befand, eines Tages Robert ge'n Egisheim, und wie Kinder, denen der heilige Christ eine Bescheerung bringt, schaarte sich bald Alles um den so sehnlichst herbeigewünschten Boten. — Der hatte nun so viel zu erzählen, daß er nicht wußte, wo er anfangen und wo er aufhören sollte, und erst als die ihn mit Fragen Bestürmenden ruhig wurden, weil sie einsahen, daß sie so nichts erfahren werden, erzählte er, wie beliebt Heinrich bereits am Hofe sei und wie er täglich mehr in der Gunst Giselas stiege. „Wenn der Abend kommt," sagte der Berichterstatter, „und die großen Kronleuchter in der Kaiserburg angezündet werden, so geht gewöhnlich Heinrich der Edelknappe, von einem Pagen der Kaiserin gerufen, ein Buch unter dem Arme haltend, in Geselas Gemach, denn da er es versteht gar zierlich vorzulesen, so heißt ihn die Kaiserin, wenn sie in dem Kreise ihrer Töchter an dem Webestuhle sitzt, so thun, damit er ihr die Zeit abkürze. Mehr als über das zierliche Vorlesen ist die hohe Herrin ob der sinnigen Reden, Antworten und Erklärungen, die Heinrich, dazu aufgefordert, gibt, erfreut; kurz, man spricht am Hofe nur von ihm, und wenn man irgendwo ein laut gespendetes Lob vernimmt, so darf man sicher sein, es gelte dem Findling von Egisheim. Vertraut flüstert man sich wohl noch Allerlei zu, 's ist aber nicht räthlich nachzusagen."

„Ei Robert, sei nicht thöricht!" rief da Gerberga; „das Gute darf man ohne Scheu aller Orten

aussprechen und Böses hat gewiß unserer wackerer Heinrich nicht gethan.

„Böses? Ei warum nicht gar," lachte Robert, „aber bei Hof ist's eben eine kitzliche Geschichte und man stößt oft mit der lauteren Wahrheit heillos an!"

„So rede von der Brust, was flüstert man sich über Heinrich bei Hofe zu?"

„Man sagt," sprach da Robert leise, als könne er auch hier in Egisheim von einem Lauscher gehört werden, „der Findling blicke in die Heiligenaugen der Prinzessin Agnes, wie in einen offenen Himmel; darüber soll ihm nun die Prinzessin gar nicht zürnen und es auch so machen; kurz, man sagt, Heinrich und Agnes seien sich so zugethan, daß, wenn sie mit einander plaudern, sie für nichts sonst Augen oder Ohren haben. So, jetzt wißt ihr, was ich selbst weiß, und könnt euch eure eigenen Gedanken machen, wie ich sie mir bereits gemacht habe."

Gerberga erkannte hierin einen Fingerzeig Gottes, dem das Wunderkind nachfolgen müsse, ohne die Hindernisse zu messen, welche zwischen ihm und der Kaisertochter wie ein unübersteigliches Gebirge sich aufthürmen. Er möge unter allen Umständen auf Gottes Schutz bauen und fromm, tugendhaft und bieder sein, das ließ Gerberga durch Robert ihrem Sohne sagen; streng verbot sie aber Robert ihm seine Abkunft zu enthüllen. Der rechte Zeitpunkt, meinte sie, sei noch nicht da und es

sei besser, wenn man Heinrich vorläufig nur als Findling von Egisheim — als das angestaunte Wunderkind — kenne.

IX.

Wittekind der Klausner.

Der Richtweg, welchen Robert gewöhnlich nahm, um den Egisheimern die guten Zeitungen von Heinrich, ihrem Lieblinge, schnell zu hinterbringen, führte durch einen fast ganz unter Wasser stehenden, an vielen Stellen grundlosen Sumpf. Nur am klaren lichten Tage, wenn man die Gegenstände deutlich sehen konnte, denen man sich bald links, bald rechts nähern oder ihnen ausweichen mußte, war diese öde Gegend zu passiren; bei Nacht hingegen wurde sie nur von Irrenden oder von Flüchtlingen betreten.

Mancher hatte schon in diesen Moorgründen seine Unkunde oder seine Tollkühnheit mit dem Leben gebüßt; um diesem Uebelstande so viel als möglich abzuhelfen und um die zahlreichen Unglücksfälle zu vermindern, baute sich ein frommer Mann, Namens Wittekind, auf dem Abhange einer Erdhöhe eine Klause. Diese Erdhö-

he endete keilförmig in dem Moraste; auf ihr durchwachte Wittekind die Nächte; sobald es dunkel wurde, steckte er eine Leuchte aus, um den Verirrten so einen nahen Ort zu zeigen, von wo für sie Rettung möglich war.

Dieses Noth- und Hilfslicht warf nun auch wieder einmal, als eben die hereindunkelnde Nacht die letzten Streiflichter des hinsterbenden Tages verhüllte, sein Scheinen in den Moor hinaus. Robert Freidank näherte sich von den bewaldeten Hügeln der Niederung und dieses Licht bestärkte ihn in dem Vorsatze guten Muthes durch den Morast zu reiten. Robert war nemlich wieder einmal drüben in Egisheim gewesen, und da er sich dort länger verhalten, als gut war, damit man ihn in Aachen nicht vermisse, so wählte er jetzt den kürzesten Weg, um nach der Pfalzstadt zu kommen. Keck und vorsichtig folgte er dem Wasenpfade; alle seine Gedanken richtete er auf den trügerischen falschen Grund, der alsbald mit jedem Tritte des Roßes tiefer unter ihm nachgab. Hohe Sorge trug er für sein Leben hauptsächtlich Heinrich's und Gerbergas wegen, denn es ahnte ihm, es schlage noch eine Stunde, in welcher er Beiden nützen könne. Solche Gefühle, die während des nächtlichen Rittes in ihm aufstiegen und die Vergangenheit mit all' ihren schönen und trüben Bildern vor das geistige Auge seiner Seele stellten, verminderten seine Aufmerksamkeit, die er anfänglich dem so gefährlichen Grunde zugewendet; er dachte an den Grafen Hochfurth, der so wunderbar verschwunden und von

dem er, seit dieser in der Wildniß den Räubern Heinrichs nachstürzte, keine Spur mehr entdeckt hatte. „Wo mag der wackere edle Herr wohl weilen," sprach er vor sich hin, blickte zum Monde hinauf, unter dem ein silbergraues Wölkchen durch das Luftmeer segelte, und ein paar Thränen, von schmerzlichen Rückerinnerungen erpreßt, zitterten an seinen Wimpern. In wachem Träumen so hin durch Nacht und Mondschein reitend und über der Vergangenheit die gefahrdrohende Gegenwart vergessend, überließ er es dem Pferde sich selbst und ihn durch den Moorgrund zu bringen; plötzlich aber sank er unter dem von Schreck erpreßten Rufe: „Helft! Rettet!" bis an den Sattelknopf in den Sumpf.

„Halte dich zum Erlenbusche!" rief da eine Stimme durch die Nacht, und ermuntert durch die Nähe eines Menschen, da es galt spurlos im Sumpfe zu versinken, schrie Robert, so stark er es vermochte: „Ich kann weder links noch rechts; ich stecke sammt meinem Pferde tief im Sumpf; helft! rettet! ehe es zu spät ist!"

„Bewege dich nicht und harre ruhig bis ich komme!"

Ein schnell eilender Mann kam, ein Windlicht in der Hand, den Erdhügel herab, auf dem sich Wittekind seine Klause erbaut hatte; wiederholt rief dieser Mann: „Halte dich nur ruhig, Robert Freidank; gleich werde ich bei dir sein!"

Robert folgte; unbeweglich blieb er im Sattel sitzen, über den das Sumpfwasser sickerte, und auch

das Roß regte sich nicht als habe auch es den Warnungsruf verstanden; es begnügte sich nur die Nüstern über den Sumpf zu erheben. Wer mag das wohl sein, der mich hier in dunkler Nacht an der Stimme erkannt — sann Robert; ehe er dieses Räthsel lesen konnte, kam der eilende Mann heran; er steckte das Windlicht in den weichen Boden, half zuerst Robert von dem eingesunkenen Pferde, und vereint mit diesem dann dem Thiere selbst aus Schlamm und Moor.

Nachdem der unbekannte Retter Pferd und Reiter von dem sichern Erstickungstode befreit und auf festern Grund gebracht hatte, beleuchtete er Roberts Antlitz und rief dann mit vor Freude bebender Stimme: „Ja du bist's, hast dich zwar geändert, aber — du bist's doch!"

„Wer muß ich denn sein?" fragte Robert, „wenn ich der bin, den Ihr meint." Kaum hatte er aber so gesprochen, als der sanfte Ton seines Retters Erinnerungen und Gefühle in ihm erweckte; ob welchen er vor Ueberraschung zu zittern begann, zweifelnd ob es denn möglich, sei daß der Himmel so viele Gnaden spende. Rasch nahm er dem vor ihm Stehenden das Windlicht aus der Hand, hielt es ihm vor's Gesicht, und den Grafen Hochfurth jetzt wirklich erkennend, sank er mit dem Ausrufe: „Vater! Mein Vater!" an die Brust des Wiedergefundenen. Eine Weile lag er hier in stummem Entzücken, dann erhob er endlich den Kopf und sagte dem Grafen, der die Seinen für todt hielt, daß sie leben und wohl geborgen seien.

Vom Übermaße des so unverhofften Glückes fast betäubt, that Leopold keine fernere Frage; noch einmal umarmte und herzte er den Wiedergefundenen, dann halfen sich Beide gegenseitig aus dem Moor zur Höhe und endlich hinauf zur Klause. Hier wartete bereits der greise Wittekind; vergnügt strich er sich den silberweißen Patriarchenbart, erfreut ob des Wechseleifers, den die beiden bethätigten, als es galt aus dem Moore zu kommen.

Als Robert, das müde Pferd nach sich ziehend, zuerst bei der Klause erschien, wendete ihn Wittekind dem Mondlichte zu, erstaunt rufend: „Wer bist du? durch den ein Stummer redend, und ein lebendig Todter wieder zum Menschen wurde? — Fährt er, als er deine Stimme, Fremdling, hörte, empor, aus der Schwelle stürzend, die er sonst nur verließ und in die Kammer schlich, wenn Menschen über den Moor her sich näherten. Ich behielt den stummen Menschenfeind wie ein Kreuz, das mir Gott auferlegte zu tragen und glaubte, da nichts auf seine Genesung schließen ließ, an seinen baldigen Hingang. Da kann nun der Grabesstumme, der Unbewegliche plötzlich eilen und laufen, kann einem von Gefahr Bedrohten helfen und sich freuen und lachen und weinen!" Bei diesen Worten umarmte der fromme menschenfreundliche Greis den Grafen, der noch immer zu träumen wähnte und einige Minuten brauchte, bis er völlig und klar begriff, er habe all' das wirklich erlebt. „Freudenthränen sind's," rief Leopold, herzlich den Kuß des greisen Klausners erwiedernd, „die ich

weine! O ich glaubte mich schon verlassen von Gott und der Welt; da finde ich plötzlich — denk't welche Freude — den Sohn eines der edelsten Menschen, der für mich den Opfertod gestorben! Um die Freude dieses Wiederfindens noch zu erhöhen, sagt mir der nun selbst zum Manne gewordene Sohn des für mich Gestorbenen, mein Weib und mein Kind — leben! sie, um die ich getrauert und mich abgehärmt, daß darüber meine Haare vor der Zeit grau wurden, und alle Gefühle von Freude in meiner Brust hinstarben, gleich der Aster, die ein kalter Reif erstickt. Nun sage Glückssohn" wendete sich Graf Hochfurth wieder an Robert, der als stattlicher Kriegsmann vor ihm stand, „wo leben die Meinen?"

„In und bei Aachen."

„O Himmel, welche Unvorsichtigkeit! Sie müssen fort — hinaus in die Wildniß!"

Robert schüttelte den Kopf, drückte des Grafen Hand und sprach gläubig und tief bewegt: „Vater, fallet dem Höchsten nicht in den Arm, wunderbar ebnet Er unsere Wege!"

„Wie? — Ich verstehe, — ich begreife von all' dem, was du sprichst, nichts; dunkle Ahnungen nur tauchen in mir auf; erzähle, löse du die Räthsel."

„Ja drinnen in der Klause; ich muß mich weiden an deiner Ausbildung zum Menschen; geht also hinein, wo wir beim Lichte meiner Lampe uns in die Gesichter sehen können." Vor sich her schob Wittekind bei diesen Worten die beiden Männer, führte dann

das vom Sumpfwasser triefende Roß unter ein Obdach und ward jugendlich heiter, als er in die Klause trat und den Grafen beim Herde beschäftigt fand, Robert einen Labetrunk und trockene Kleider zu besorgen.

Es dauerte lange, ehe sich das Gespräch der drei Fragsüchtigen ordnete; Wittekind begehrte so Manches zu wissen, was ihm das Verständniß über die Schicksale des Grafen und über das der Angehörigen desselben lichte, und weil das wunderbar Scheinende am neugierigsten macht, so hätte Robert seinerseits vor Allem wissen mögen, woran ihn Vater Hochfurth aus der Ferne und im Dunkel erkannte; Robert gab daher, so rasch er konnte, Aufschlüsse über Gerbergas und Heinrichs — des sogenannten Wunderkindes — Schicksal, dann aber fragte er geradezu, an was Vater Hochfurth ihn denn erkannte.

„Seit jenem schrecklichen Momente, in welchem! mich dein letzter Ruf in der Wildniß: „„Helft Rettet!““ von der Gewißheit überzeugte, mein Herzenskind sei gestohlen, tönten mir diese Worte immer zum Gehör. Aus Betäubung und Stumpfsinn, zu welchem ich mich herabgehärmt, rief ich oft: Helft! Rettet! denn mir däuchte, ich könne durch diese Losung Jedermann zu meinem Beistande gewinnen. Bäumen, Klüften und Ruinen schrie ich sie zu diese Worte, und wenn sie mir dann zuweilen der Wiederhall zurückgab, so bebte ich und horchte hoch auf wie ein Irrer, wenn plötzlich ein Lichtblick der Ver-

nunft in seine Geistesnacht hereinfällt. Als ich nun vorhin von dir das: Helft! Rettet! mit derselben Heftigkeit ausgestoßen, vernahm, wie damals im Walde, so schnellte mich eine angenehm stützende Kraft empor; es war mir, als ziehe mir Jemand einen Schleier von den Augen und Dörner aus den Fußsohlen; ich folgerte in jenem Momente nicht gerade, Du müssest der Rufer sein, sondern ich eilte nur, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, fort, und fand mich erst wieder, als ich Dich bei dem Flackern des Windlichtes wirklich erkannte. Deine Umarmung, und die Versicherung die Meinen leben, sie, die ich längst heimgegangen glaubte, löschte das verzehrende Feuer in meinem Innern aus, milderte es zu einer lieblichen Wärme und gab mir mein Gedächtniß und das getrübte Vorstellungsvermögen zurück. Ich fühle, wie sich nun allmählig wieder mein Körper belebt, gleichzeitig aber empfinde ich auch unsägliche Nachwehen. Ich bin nämlich von der Wundohnmacht erwacht, und Du, guter Sohn, hast mir durch dein Erscheinen und durch die Kunde den ersten Verband angelegt.“ Von Rückerinnerungen, die ihn fast erdrückten, gewaltig ergriffen, ließ sich nun der Graf auf einen Stuhl nieder, bedeckte sein Antlitz mit den Händen, und nachdem er eine Weile so stumm gesessen, seine Gedanken gesammelt und geordnet hatte, rief er: „Ach Robert! Was traf mich nicht Alles seitdem uns das Schicksal trennte!“ —

Graf Leopold erzählte nun, wie er damals im Gebirge auf eine Rotte von Thasselgart's Schaar ge-

stoßen, und wie er mit diesen vergeblich beim Fackelscheine während der ganzen Nacht nach Heinrich suchte; auch von seiner gänzlichen Muthlosigkeit, die in Verzweiflung überging, aus welcher ihn nur das Wandlungsglöcklein von Marienau weckte, und vor dem zerschmetternden Sprung in das schaurige Felsenthal behütete, that er Erwähnung. „Auf mich allein angewiesen, durchstreifte ich an vierzehn Tage," erzählte der Geächtete den aufmerksamen Zuhörern, „das Gebirge; meine Bemühungen, das verlorene Kind aufzufinden, waren und blieben aber so fruchtlos, wie damals, als Thasselgart's Leute mir suchen halfen. Später stieß ich nun wieder auf eine der Banden Thasselgart's; diese Leute waren aber nicht so freundlich wie Jene, die mir früher den kleinen Heinrich suchen halfen; ich gerieth mit ihnen in Streit, der damit endete, daß mich die Uebermacht zwang und in Fesseln legte. Fort wurde ich nun von dieser Rotte geführt, weit fort in die Alpen, zu einer Felsenstadt empor. Hier hauste Thasselgart; der gewaltige Räuberfürst nahm mich freundlich auf, und machte mir den Vorschlag als Unterkommandant in seine Dienste zu treten; ich schlug jedoch das Anerbieten aus, und als er mich hoch verwundert fragte, weßhalb ich so thue, sagte ich ihm ohne Hehl, daß ich die Acht, die jetzt schuldlos auf mir hafte, verdienen würde, wenn ich mit Räubern Gemeinschaft machte. Thasselgarts Leute meinten nun es sei um mich geschehen; ich las das ihnen vom Gesichte ab; der Räuberfürst aber lachte, als sei ich gar nicht

im Stande ihn beleidigen zu können, und nachdem er mit mir gegessen, erklärte er, es stehe mir frei mich bei seinen Unternehmungen zu betheiligen, oder auch das zu unterlassen; die Freiheit schenke er mir aber vorläufig nicht, und seine Befehle seien so gegeben, daß bei jedem Fluchtversuch mich unfehlbar der Tod ereilen werde. Kraft, der so zahlreichen Bande gegenüber, konnte mir nichts nützen, und alsbald überzeugte ich mich, daß auch die List mir nichts fromme, indem die Räuber gar verschlagen und mit der Umgegend völlig bekannt waren. Ich blieb daher, der eisernen Nothwendigkeit gehorchend, wurde von Thasselgart gastfreundlich gespeist und getränkt, und mußte ihm auf allen seinen Zügen, selbst über die Meere hin, folgen. Noch schaudere ich zusammen, wenn ich denke, was ich da geschaut; aller Orten floß Blut! Ich sah Dörfer, Klöster, Schiffe brennen, und das Geheul der Verwundeten, und das Röcheln der Sterbenden drang grausig Tag und Nacht zu meinem Gehör, mir das warme Blut in den Adern erkältend." „„Wir üben das Recht des Stärkern — Kaiserrecht!"" — „lachte Thasselgart, wenn ich ihn oft strenge tadelte; dieser jähzornige, blutgierige Mann nahm mir nie ein Wort übel und ward, als ich einmal wochenlang krank darnieder lag, mir in Allem sanft nachgebend, ein Wärter, dem auch der widerwilligste Kranke hätte gewogen werden müssen.

„Einst brachte mir Thasselgart," fuhr Leopold, nachdem er eine Weile geschwiegen, wieder in seiner

Erzählung fort, „ein kleines allerliebstes Knäblein, mich versichernd, seinen ununterbrochenen Bemühungen sei es gelungen, mein geraubtes Kind ausfindig zu machen, und es freue ihn mir nun dasselbe zustellen zu können. Zweifelte ich auch anfänglich, ob Thasselgart die Wahrheit rede, und ob er nicht, um meine Schwermuth zu brechen und mich fest an ihn zu ketten, eine List ersann, so gewann ich doch alsbald das herzige Ding so lieb, daß ich es meinen kleinen Heinrich nannte, und mich selbst immer fester zu überzeugen suchte, er sei es wirklich und wahrhaftig. Dem Treiben der Räuber blieb ich jedoch auch jetzt fremd; ich lebte lediglich der Pflege dieses Kindes, das ich zu einem hübschen Knaben erzog, der mich so, wie ich ihn, unaussprechlich liebte. Ich wurde stiller, vernünftiger und geschäftig besorgt für den Kleinen, welcher der einzige Ruhige im Reiche dieser wilden, blutigen Unruhe war. Da erschallte eines Tages plötzlich von allen Hochwarten unserer Gebirgsstadt der Schreckensruf, wir sind verrathen, die Verhaue sind durchbrochen, unsere Schiffe brennen; Kaiser Konrad hält uns mit großer Heeresmacht umzingelt. Alles griff da zu den Waffen, selbst auch ich; nicht aber zum Schutze der Räuber, sondern lediglich zu dem des Kindes, das ich nun wirklich für das meine hielt. Immer näher rückte da der gewaltige Haufe; die Feldhörner der Kaiserlichen erschallten, und das Schlachten begann. So dicht, wie Feilenhauer dem Stahle, schlugen die Räuber Wunden an Wun-

den dem Feinde; das Alles aber konnte sie nicht retten, denn wie bewegliche Wände rückten Konrads Heerschaaren rings auf uns ein; immer enger wurde der Raum zur Gegenwehr, und endlich hielten wir die Schwerter unnütz in unsern Händen.

Gefesselt wurden jene Räuber, die diesen mörderischen Kampf überlebten und unter denen auch ich mich befand, ohne daß ich mich je mit ihrer häßlichen Handthirung befleckte, vor den Kaiser geschleppt, der, umgeben von den Großen des Reiches, Rath über uns hielt. Als man ihm Thasselgart zeigte, rief er:" „„Das ist also der grimmige Löwe, welcher die Thiere Welschlands und Deutschlands so blutig zerfetzte. Beim heiligen Kreuze des Herrn! Der Löwe soll nicht fürder von meinem Brode essen; fort zum Galgen mit ihm!""

„In diesem Augenblicke kam mir, ohne daß ich's wehren konnte, Konrad groß und erhaben vor. Seit Jahren war ich Zeuge von den Gräueln, die Thasselgart durch Schwert und Feuer verübte, und wohl verdient hatte er, wie seine Gesellen, den Tod; überzeugt hatte ich mich auch von der Kraft und dem wilden Muthe des Räuberfürsten und seiner stets schlagfertigen Banden; nun lag sie aber gebrochen im Staube diese wilde, ungezügelte, verheerende Kraft, und wie ein gewaltiger Geist, der das Racheschwert Gottes führt, erschien mir da Konrad — mein Todfeind!

Thasselgart und Viele seiner Banden hatten bereits zu leben aufgehört; sie wurden, während ich mich meinen Gedanken hingab, zur Abschreckung der Schlechten an den Aesten riesiger Eichen aufgeknüpft. Da kam endlich auch die Reihe an mich. Wohl hätte ich sagen können ich sei kein Räuber, und Thasselgart habe mich lediglich als Gefangenen mit sich herumgeschleppt; wer aber, frage ich, hätte mir das geglaubt; ich schwieg also und empfahl mich und den Knaben, den, wie ich dachte, der Kaiser wohl schonen werde, dem Schutze Gottes. Schon hatte man mir den entehrenden Strick um den Nacken geworfen, da lief der Knabe hin zum Kaiser und bat und flehte, er möge mich, seinen guten Vater, leben lassen; ich sei ja kein Räuber, sondern ein Gefangener Thasselgarts. Das bestättigten auch die, die hinzurichten man sich eben anschickte, und der Kaiser, der kein Unrecht begehen wollte, hörte gelassen zu, als einer der Räuber sagte, ich habe in der Wildniß mein Kind gesucht, das man mir raubte, und sei so in Thasselgarts Hände gefallen, der mich zum Unteranführer machen wollte, was ich aber rundweg abgeschlagen und erklärt habe, daß ich die Acht, die schuldlos auf mir laste, dann als Schuldiger verdienen würde, wenn ich mit Räubern Gemeinschaft machte.

Der Kaiser heftete nun sein Auge so scharf auf mich, als sollte mich der Blitz desselben versengen, und als sein Gesicht sich verfärbte, gewann ich die Ueberzeugung, er habe mich erkannt. Ehe er den Mund zur Frage öffnete, fuhr der Räuber, der vor-

hin zu meinen Gunsten gesprochen, also fort: „„„Thasselgart bemächtigte sich nach vielen vergeblichen Bemühungen, wie er oft sagte, des gestohlenen Kindes, gab es dem Manne zurück, konnte denselben jedoch auch durch diesen Dienst ihm nicht zu Willen machen.“““

„„„So wurde ich getäuscht — betrogen““ „brummte da der Kaiser in den Bart; ich konnte mir den dunkeln Sinn dieser Worte nicht erklären, und erstaunte mächtig als Konrad nun sprach, man soll mich leben und unangetastet ziehen lassen. Laut jubelnd kletterte der Knabe, der für mich gebeten, an meinem Halse empor; da klatschte die Sehne einer Armbrust, ein Pfeil schwirrte an meinen Augen vorüber und — leblos lag in der nächsten Sekunde das getödtete Kind in meinen Armen; meine Blicke wurden umnebelt, wie ein schreckliches Gespenst erschien mir der Kaiser, der in den Mantel gehüllt von dannen ging; es wurde Nacht um mich her und ich stürtzte zu Boden. Nach jener Zeit erinnere ich mich keines Umstandes mehr mit Klarheit und ich weiß nur, daß ich bei diesem edlen Manne, hier in der Klause, eines Tages wieder zum Bewußtsein erwachte.“

Tief ergriffen von der grauenvollen Erzählung des Grafen Hochfurth, nahm Wittekind jetzt das Wort: „Schwer krank traf ich den Unglücklichen im Walde und es kostete mich unendliche Mühe und Ueberredungskraft ihn zum Aufstehen zu vermögen; endlich that er's doch, und als ich mit ihm die Klause erreichte, so pflegte ich seiner, ohne daß ich je im Stan-

de war ein Wort aus ihm herauszubringen. Ich hielt ihn für stumm und geisteskrank und behielt ihn im Hause, ohne zu hoffen, daß diese schweigsamen Lippen je zur Rede sich öffnen, und er wieder ein Mensch unter Menschen werde. Da kamst nun du, mein wackerer Robert, und der Kranke, den ich für unheilbar hielt, ist jetzt durch Gottes Hilfe genesen. Mach' dir's nun bequem, du wackerer Mann, ich will dir ein weiches Lager für die Nacht bereiten."

„Verzeiht frommer Vater, daß ich diese Eure Freundlichkeit ablehnen muß; meine Ruhezeit ist nun um, denn sollen die in Aachen nicht Verdacht schöpfen, so ist es nöthig, daß ich noch vor Tagesanbruch dort bin."

„Ja, du hast recht, wir wollen fort!" rief Graf Hochfurth, rasch vom Stuhle sich erhebend.

Robert drängte jedoch seinen zweiten Vater mit sanfter Gewalt zurück, herzlich, aber in tiefem Ernste sprechend: „Vater, wenn Ihr so thätet und jetzt mit mir gen' Aachen, und dann nach Egisheim ginget, so würde Alles wieder zu Schanden gemacht, wozu Gott uns geholfen. Heinrich soll noch nicht wissen, wer sein Vater ist, so will's Gerberga, die sich trotz ihrer Mutterliebe bis zur Stunde dem Heinrich noch nicht als Mutter verrieth. Der Findling von Egisheim — das Wunderkind, soll Euer Sohn bis jetzt noch bleiben, nichts mehr, nichts minder, und da Gerberga sich bis jetzt bezwang, die Mutter zu verläugnen, so werfet auch Ihr keinen zerstörenden Speer in das Gewebe, das Gottes Hand, wie es

mir däucht, zum Frommen Eures Sohnes gewoben. Ihr wißt nun, daß die Euern leben und geborgen sind; bleibet daher bei Wittekind, dem treuen väterlichen Freunde, sobald sich's schickt, reit' ich gen' Egisheim und hinterbringe Gerbergen Alles, was mir das Herz so wonniglich bewegt. Hier in der Klause, oder auch an einem andern Orte könnt Ihr alsbald dann Gerbergen sprechen und Euch mit ihr berathen, was zu thun und was zu lassen sei; bekämpfet daher Eure Sehnsucht; muß ich's ja auch! Wie gern' rief' ich Heinrichen zu: Du bist kein Findling ohne Stand und Wappen; die Grafenkrone schmückt den Streithelm deines Vaters; er lebt und auch Gerberga, deine Mutter! — Wie viel gäb' ich um diesen Ruf; doch seht, ich meistere mich, denn Heinrich würde kalt sich von dem Kaiser wenden, der seines Vaters Burg verbrannt, und diesen selbst geächtet; zerrissen wären alle Bande dann zwischen dem Edelknappen und der Kaiserstochter; auch Giselas mütterliche Liebe wäre verscherzt".

„Folget ihm, edler Graf" bat Wittekind, der jetzt erst wußte, wer der Gast sei, den er beherbergt und gepflegt. „Der, der Euch im Schlachtgetümmel mit seinem Schilde deckte, daß der Tod Euch nicht ereilte, der Euch aus den Schlingen Eurer Verfolger löste, der Euch Wälder und Wüsteneien zum sichern Aufenthalte machte, Euch unter Thasselgarts Rotte vor Blutschuld bewahrte und Euch dem Wahnsinnsschlafe entriß, indem er Euch Kunde brachte, die Euern leben und seien geborgen, der wird auch

weiter über Euer und über das Schicksal Euerer Angehörigen wachen! Wollt Ihr nun diesem Helfer durch Ungeduld danken, die Alles zerstört, was weise Er gebaut? — Würdet Ihr wohl an einer eben erst aufgeführten Mauer rütteln, um zu erproben, ob sie in der Zukunft fest und sicher stehe? — Gewiß würdet Ihr nicht so thun; bekämpfet deßhalb das Drängen Eures Herzens und beweiset dadurch, daß Ihr Gott erkennt, der sich sichtbar Eurer Sache angenommen."

„Ja, Ihr habt recht, frommer Vater; es wäre schwere Sünde, störend dem Plane Gottes entgegen zu treten; gestattet, daß ich hier bleibe und warte, bis mein treuer Robert mir fernere Kunde bringt."

„Ei was, vom Gestatten ist hier keine Rede, ich wünsche und verlange, edler Herr, daß Ihr hier bleibet; fest bin ich überzeugt, daß es unter dem Dache dieser meiner Klause noch schöne Scenen, noch ungetrübte Freuden gibt. Robert muß fort," wendete Wittekind sich nun zu diesem; „sagt Euch also rasch Lebewohl und denket, damit kein Schmerz sich diesem Worte beimische, an ein baldiges Wiedersehen!" Nachdem der Klausner so gesprochen, zog er die Kapuze über den silberweißen Scheitel, Robert umarmte den Grafen, versprach alles Liebe und Schöne an Gerberga auszurichten, führte dann sein Pferd, das sich wieder erkräftigt, aus der Holzhütte und ritt, nachdem er sich leicht und behende in den Sattel geschwungen, in der Richtung gen' Aachen fort.

Damit der kecke Reiter auf dem trügerischen Boden nicht neuerdings verunglücke, gab ihm Witte-

kind, eine brennende Fackel tragend, über den Moor hin das Geleite. Um den Mond hatte sich ein rother Hof gezogen; Irrwische tummelten sich zwischen Schilf und Pfützen, abenteuerlich bald aufhuschend, bald verschwindend, und den Schweif der Pfalzstadt zugewendet, stand am Himmel das Gestirn des Skorpions.

X.

Das Fegfeuer.

Kaum hatte die Einsamkeit dem so selig vergnügten Robert, nachdem er sich von Wittekind getrennt, jene Ruhe zurück gegeben, welche die Freude erst genießbar, labend und stärkend macht, so glaubte er zu bemerken, die Morgensonne strahle schon glühender als je das Himmelsgewölbe an. Nach dem Stand der Sterne war es aber noch lange nicht Mitternacht, geschweige, daß schon die Sonne aufgehen konnte. Hinter Robert und zu dessen beiden Seiten lag das Dunkel, nur vor ihm lichtete es sich immer mehr und mehr, und durch diesen grellen Schein huschten Schattenwolken.

Das kam dem jungen Freydank nun äußerst sonderbar vor, und weil er ungerne solchen Sorgen Wirkungskraft einräumte, die das Herz schon beklemmen, ehe noch den Sinnen ihre Gegründetheit erwie-

sen ist, sprengte er rasch zu einer Höhe hinan. Dort angelangt, sah er die Lohe einer Feuersbrunst über ganz Aachen flackern. Der Schreck fuhr ihm in's Blut, und als ob er nur seinen Heinrich zu verlieren, nicht aber auf sich selbst zu achten habe, trieb und spornte er das Pferd zur Pfalzstadt, daß er jeden Augenblick Gefahr lief, während des unsinnigen Jagens den Hals zu brechen. Der Wind pfiff ihm um den Kopf, und es war ihm, als ob nicht er durch die Luft stürze, sondern als ob der Boden unter ihm hinweg fliege.

Bis nach der Pfalzstadt hielt das Roß das tödtliche Rennen aus, unter dem Thore aber brach es zusammen; Robert sprang aus dem Sattel, übergab der Wachmannschaft das gestürzte Thier mit der Bitte dafür zu sorgen, dann lief er in die Stadt und wurde alsbald von dem Menschenstrome fortgeführt, der durch die schauerlich erleuchteten Gassen wogte.

Im Sinne des Sprichworts: das Unglück vereint, was das Glück trennt, breitete sich hier ein Bild vor Roberts bestürzten Blicken aus; die Sturmglocke hatte alle Bewohner Aachens geweckt; die Schranken der Unterschiede waren vor der von Minute zu Minute wachsenden Gefahr zusammen gestürzt, die alle Gemächer, ja selbst die Klausen öffnete, und Männer und Frauen, Herren und Leibeigene, Krieger und Höflinge, Geistliche und Nonnen zu gemeinschaftlicher Gegenwehr, oder zu gemeinschaftlichem Jammer versammelte. Selbst der Kaiser drängte sich in die Haufen, ertheilte Rath, befahl,

rettete, half und tröstete, wie es eben die Umstände, die rasch wechselten, mit sich brachten.

Robert drängte immer vorwärts und kam endlich auf den Marktplatz, wo Frau Gisela, Deutschlands erhabene Kaiserin, vor einem aus Stein gehauenen Heiligenbilde kniete und inbrünstig den Himmel um Abwendung der Gefahr anflehte, welche die ganze Stadt mit Einäscherung bedrohte. Die hohe Frau war von Schaaren weinender Kinder, jammernder Mütter und von Nonnen umgeben, welchen das Entsetzen die Gesichter mit Todesblässe überzogen. Hier suchte Roberts unstetes Auge nach dem Findling, alsbald überzeugte er sich aber, daß in der ganzen Umgebung der Kaiserin nicht eine Mannsperson sich befand.

Hinweg von diesem Orte der Betenden wendete sich nach langem vergeblichem Suchen Robert, mit all' der ihm zu Gebot stehenden Kraft sich durch die Reihen der Hilfewilligen drängend. Nach etwa einer Stunde langte er endlich da an, wo das Element mit tausend Glutarmen die Brau- und Backgebäude des hohen Domes in Kohlenstaub verwandelte.

Hier, mitten im Gewühle, am nächsten dem wüthenden Ungethüm, welches schon durch die Rührigkeit seiner tapfern Gegner geschwächt, immer weiter zurückwich, je näher sie selbst kamen, stand Heinrich, er, den Robert mit so viel Herzensangst und mit so viel Ungestüm gesucht.

Daß der Ruf der stürmenden Glocke auch den Findling von Egisheim, wie alle Aachener dem er-

sten Schlafe entrissen, bewies dessen sonderbare Kleidung, die offenbar nur Hast, gepaart mit Schlaftrunkenheit, gewählt haben konnte. Er trug nämlich über einem prachtvollen Hofgewande ein rostiges Kettenwams, auf dem Haupte einen blanken stählernen Turnierhelm, ein Hüfthorn am Gürtel, und ein mächtiges Schlachtschwert an einem gestickten Prunkgehänge.

Robert drängte sich nun, so rasch er konnte, zu Heinrich hin, und bestimmte ihn diesen Platz zu verlassen, indem er in ihm die Besorgniß rege machte, die umher stäubenden Brandflocken könnten dem Dache der kaiserlichen Burg gefährlich werden, weßhalb er sich dorthin verfügen solle, ihn aber hier lassen möge.

Heinrich schüttelte dem wackern Robert die Hand, halb freundlich halb vorwurfsvoll äußernd, er sei lange von der Pfalzstadt weggeblieben, was künftig nicht mehr geschehen dürfe. Schon einige Mal habe man nach ihm, seinem Schildknappen gefragt, und er sei in Verlegenheit gekommen, etwas Ordentliches zu antworten.

„Ach, Graf Helmold, Wendela und Eure gute Amme, die Euch wahrhaftig Mutter ist, hielten mich auf; tausend Grüße und Küsse von Allen.“

„Gott vergelte den Egisheimern die Liebe, die sie an mir bewährt,“ sprach Heinrich gerührt, ließ Robert auf der Brandstätte und eilte, so rasch er es vermochte, zur kaiserlichen Burg. Auf dem Wege dahin begegnete er der Prinzessin Agnes, die in Beglei-

tung von zwei Männern, die im Solde Radeborns standen, durch die vom Brand erhellten Gassen eilte. Ehrerbiethig verneigend, fragte Heinrich, welchen Ort die Prinzessin zu erreichen bestrebt sei.

„Graf Radeborn" entgegnete die hohe Angeredete, „rieth meiner Mutter, sie möge mich in's Magdalenenkloster bringen lassen, wo ich, während der Brand wüthe, sicherer aufgehoben sei, als in der Burg, die jeden Augenblick in Feuer und Flammen gerathen könne." Während die Prinzessin so sprach, färbte ein sanftes Roth ihre eben noch vor Schrecken bleichen Wangen und sie wäre, als Heinrich ihrer Besorgniß geradezu widersprach, lieber mit diesem nach der Burg, als mit den ihr unheimlichen Männern nach dem Magdalenenkloster gegangen. Ihr Zaudern war so augenfällig, daß es selbst Heinrich nicht entging, und sobald er sich überzeugt, daß die Sicherheitsmaßregeln auf der Burg hinlängliche, und sie selbst von dem bereits abnehmenden Brande wenig mehr bedroht sei, so beschloß er, wohl bewehrt, sich nach dem Magdalenenkloster zu verfügen, um Alles scharf zu beobachten, was sich dort zutragen werde. Selbst nicht wissend, wozu, bestieg er ein flinkes Roß und hielt alsbald an der Pforte des Magdalenenklosters; sie war offen, und um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben ritt er, da er weder Radeborn noch allen jenen traute, die mit diesem Hofmanne verkehrten, hinein in den Klosterhof.

Robert Freydank hatte nämlich oft schon den Findling vor dem listigen Gero gewarnt, und ihm

manchen bösen Streich von demselben mitgetheilt, ohne daß er jedoch je den Schleier lüftete, wornach Heinrich sich als Grafensohn erkannt, und in Gero jenen Elenden erblickt haben würde, wegen dessen falscher Anklage man seinen Vater ächtete, und seine Stammburg verbrannte. Ueber seine Herkunft wußte der Findling von Robert, der Gerbergen Stillschweigen gelobt, nur so viel, daß dieser seine Mutter gekannt habe, die, wie er glaube, wahrscheinlich in jenem Walde umgekommen sei, wo die Egisheimer den Findling fanden; der braune Fleck über seinem linken Auge sei ein Muttermaal von einer Eidechse herrührend, welche ihr auf die Stirne gefallen, als der Gatte seiner Mutter im Scherze fetten Klee über den Kopf streute. Dieses und nicht mehr wußte Heinrich über sich und die Seinen; ein heftiger Widerwille aber befiel ihn, so oft er des Grafen Radeborn ansichtig wurde. Dieser Mensch mit dem ewig süßen Lächeln auf den Lippen, war ihm die widerlichste Erscheinung am ganzen Hofe, und als er nun durch den dunkeln Klostergang ritt, beschäftigte sich seine Phantasie fast allein mit dem Bilde des ihm so sehr Zuwidern.

Bald schnaubte das Roß Heinrichs wieder das Wehen einer frischen Luft, der Reiter fühlte unter sich weichen Boden, und über sich schauend, sah er den Himmel und seine zahllosen Sterne; was er für den Kreuzgang des Klosters gehalten, erkannte er nun als eine bloße Durchfahrt am Vorwerk; der Boden war von Rosseshufen zerstampft, und die Bedenken Heinrichs wandelten sich nun in ernste

Besorgnisse um. Er rief und machte Lärm, und als die Pförtnerin mit mehreren Schwestern erschien, um zu erspähen, wer der freche nächtliche Ruhestörer sei, so fragte Heinrich sogleich nach Agnesen, des Kaisers Tochter.

Niemand hatte Agnesen hier gesehen, und Heinrich, in der Meinung, man schenke ihm unreinen Wein ein, sagte, er sei der Leibknappe der Kaiserin, beauftragt, die Prinzessin heim zur Burg zu bringen, nachdem der fast gedämpfte Brand für dieselbe nicht mehr gefährlich werden könne. In höchster Bestürzung betheuerten da die Nonnen, sie haben Agnesen mit keinem Auge gesehen; kurz bevor er Lärm gemacht, haben sie aber Reiter durch die Durchfahrt sprengen hören. „Es fiel uns das nicht auf," sagte die Beschließerin, „denn in dieser Schreckensnacht lärmt und tollt es ja in allen Ecken."

„Weßhalb ist aber die Durchfahrt offen?" — fragte Heinrich, noch immer von Mißtrauen befangen.

„Durch diese schickten wir einen Wagen, beladen mit Betten, hin auf die Brandstätte, damit etwaige Verunglückte zum Kloster gebracht, und hier gepflegt werden könnten."

Alle diese Mittheilungen trugen den Stempel der Wahrheit und Unbefangenheit; Heinrich entschuldigte sich, daß er den Frieden des Klosters gestört, und sprengte dann, überzeugt, diese Nacht spinne ein häßliches Bubenstück aus, den Gang entlang fort, welcher ihn alsbald in's Freie führte. Die Hufspuren, beschienen vom leuchtenden Monde, brach-

ten den Jüngling querfeldein, und schon fürchtete er, in einen dunkeln Wald einbeugend, sie zu verlieren, als die Sonne in Osten über den Berghöhen auftauchte, und Licht und Leben wieder in die Welt herein brachte.

Heinrich verlor nun die dem weichen Boden eingedrückten Hufspuren nicht nur nicht, sondern er sah auch einen Reiter in vollem Galoppe vor sich.

Zum ersten Male fühlte jetzt Heinrichs Roß verwundend den Sporn seines Herrn, der es sonst nie unsanft getroffen; es sprengte dahin, als gelte es mit dem Sturmwind um die Wette zu jagen, und alsbald war der Reiter, der sich offenbar nicht treffen lassen wollte, eingehohlt; es war — Gero, Graf von Radeborn.

„Was suchet Ihr hier, Knappe der Kaiserin? — Ihr gehör't zum Hoflager, nichts aber habt Ihr zwischen Busch und Strauch im Walde zu schaffen!" herrschte Radeborn, offenbar ärgerlich dem Jüngling zu, der nicht wenig erstaunte, dem ihm so Verhaßten beim Aufgange der Sonne stundenweit von Aachen zu begegnen.

„Eine Ausnahme ist keine!" lachte Heinrich sich rasch sammelnd; „es könnte ja auch vom Hoflager eine kostbare Perle verloren gegangen sein, und da ziemte es denn doch dem Leibknappen Giselas dieselbe zu suchen!"

„Zu diesem Geschäfte bedarf man Euer nicht. Ich bin eben auf demselben Wege; reitet deßhalb nur heim, tröstet Gisela, Eure Herrin, und versichert sie,

daß ich ihr die Perle sicher wieder bringen, oder mein Wappen mit eigener Hand zerschlagen will."

„Ei, Euer Eifer ist zwar löblich, Herr Graf, aber vier Augen sehen immer besser wie zwei; gestattet deßhalb, daß ich mich Euch anschließe."

„So wißt Ihr also schon —."

„Daß ein Bubenstück vorgeht; ja, das ist mir so ziemlich klar; Ihr aber müßt's gewiß wissen, denn zwei Eurer vertrautesten Leute führten ja die Prinzessin Agnes nach dem Magdalenenkloster; dort aber sah noch hörte man etwas von des Kaisers Tochter."

„Zwei meiner Leute brachten — hätten bringen sollen — so müßt Ihr reden, nicht aber brachten."

„Nun, was liegt da dra'n?"

„Viel. Wäre Agnes durch meine Leute wirklich in das Magdalenenkloster gebracht worden, so hättet Ihr mich wohl schwerlich beim ersten Strahle des Tages auf diesem Pfade begegnet; leider aber kam im Gedränge die Prinzessin meinen Leuten abhanden und diese sahen, ohne daß sie's wehren konnten, wie Agnes von zwei abenteuerlichen vermummten Gestalten auf ein Roß gehoben, und rasch entführt wurde, während mehrere Reiter sie in die Mitte nahmen."

„So ist's also doch mit dem Bubenstücke richtig!" rief Heinrich, dessen Wangen in edlem Zorn erglühten, „und das Einzige, was ich an der Sache wunderlich finde, ist, daß Ihr so ganz

allein den kecken Räubern die so kostbare Beute abjagen wollt!"

„Kurzsichtiger! Meine Maßregeln sind mit aller Umsicht getroffen; reitet deßhalb nur getrost heimwärts und hinterbringt Giselen, was ich Euch vertraut."

„Nichts für ungut, Graf Radeborn, Ihr machtet mich bereits so neugierig, daß ich Euch schon bitten muß mir zu erlauben, mein Roß an Eurer Seite hintraben zu lassen."

„Aufdringlicher!" brummte Radeborn in den Bart, dann sich wieder zu Heinrich wendend, sagte er: „Wenn es gilt einen kühnen Handstreich zum Frommen der kaiserlichen Familie auszuführen, so bin ich mir hiezu allein Mann genug, bedürfte ich aber auch anderweitige Hilfe, so suchte ich mir auf keinen Fall einen bartlosen Jungen zum Beistande."

„Ei, Herr Ritter, nicht so hochfahrend! Durch meinen Arm und mein Schwert hab' ich mich längst mündig erklärt; wer daran zweifelt, der möge es mit mir versuchen, und da ich ungern mit Worten kämpfe, so stellt Eure Beleidigungen zur Minute ein, oder beweiset durch die That meine Knabenhaftigkeit, die Ihr unbedachtsam und vorlaut mir andichten wollt."

Radeborn verfärbte sich, und da es ihm an Muth, an Kraft und Gewandtheit gebrach, so mußte er sich, wenn auch noch so ungerne, die derbe Zurechtweisung des Edelknappen schon gefallen lassen. Die Stirne in finstere Falten legend, schwieg er, und

auch Heinrich fand es für gut ein Gespräch zu beenden, welches schlecht verhaltener Aerger führte.

Nicht aus bloßer Laune konnte der gar streng gewissenhafte Heinrich den finstern Radeborn nicht leiden; er hatte hiezu Gründe, denn der ihm treu ergebene Robert, den er wie einen Bruder liebte, schwur ihm bei dem Kreuze des Erlösers, der Graf sei ränkevoll und am gefährlichsten, wenn er lächle. Graf Helmold sagte, dem Radeborn sei kein Mittel zu schlecht, wenn er nur den gewünschten Zweck erreiche, und der ehrenhafte Fichtenstein äußerte, Gero sei nicht auf dem Pfade der Wahrheit, und nicht bei hellem Tage, sondern auf einer Leiter, und beim Scheine einer Blendlaterne zu Reichthum und zum Grafenstande gekommen.

All' das, was jene wackern Männer, die Heinrich hoch achtete und liebte, über Gero in vertrautem Gespräche ihm oft mitgetheilt, fiel ihm nun, an der Seite des Grafen hintrabend, ein, und würde er nicht geglaubt haben, daß er, Radeborn zur Seite bleibend, Agnesen rascher erreiche, so hätte er gewiß sein Pferd gewendet, um der lästigen Gesellschaft los zu werden.

„Bei Gott! Es wird glühend heiß!" sprach Heinrich mehr zu sich als zu Radeborn, indem Beide aus dem Walde und über Wiesengründe hinritten, über welchen die Sonnenstrahlen versengend zitterten. Heinrich nahm den schweren Turnierhelm ab, und schnallte ihn an dem Sattelknopfe fest.

Während sich nun der Jüngling die Schweißperlen vom unbedeckten Haupte und von den Schläfen trocknete, schielte Radeborn tückisch zu ihm hinüber, lächelte dann freundlich, in dem gutmüthigsten Tone von der Welt sagend: „Ihr thatet klug Euch das lästige Eisen vom Kopfe zu schaffen; solltet auch das Kettenwams ablegen.“

„Weßhalb?“ fragte Heinrich, Radeborn befremdet ansehend, der plötzlich so freundlich war, als sei zwischen ihnen kein unangenehmes bitteres Wort gewechselt worden.

„Ei, sagtet Ihr doch selbst, es werde glühend heiß, und abgesehen von dem zerscheuert das Kettenwams Euer prachtvolles Sammtkoller. Da junge Leute gar viel auf stattliche Kleider halten, so wäre es ein rechter Unstern, wenn das Wämslein Schaden litte, oder gar durchlöchert würde; was sagten die Leute, wenn sie den schönen Findling von Egisheim im zerfetzten Koller sähen.“

„Nichts, wenn sie klug, etwas Überflüssiges, wenn sie einfältig wären, denn wer seinen Nächsten nach dem Kleide beurtheilt, macht in der Regel falsche Schlüsse.“

„Nun, meinetwegen, thut, wie's Euch beliebt; ich wollte Euch nur vor überflüssigem Schweiße bewahren.“

Wohl kam es Heinrich sonderbar vor, daß Gero so schnell von der schroffen Kälte und von des Stolzes höchster Aufgeblähtheit zur freundschaftlichsten Theilnahme übersprang; dabei

dachte er jedoch nichts Arges und ritt, als der Pfad, der bis jetzt über Wiesen führte, in einen düstern von Felsblöcken überhangenen Hohlweg einmündete, voraus, um zu erspähen, ob kein Hinderniß von einem herabgestürzten Baume oder Steinklotze herrührend das Durchpassiren unmöglich mache.

So schadenfroh, wie der Böse lächelte da der tückevolle Radeborn, der, finster vor sich hinbrütend, beschlossen hatte, sich um jeden Preis den Findling, der ihn in seinem Plane störte, zu beseitigen; er folgte daher rasch auf seinem flinken Rosse, und nahm, nun selbst über das Unerträgliche der Hitze murrend, das breite gewichtige Schwert vom Wehrgehänge und legte es, während er die Zügel um sein rechtes Bein schlang, quer über den Sattel.

„Hier geht's etwas steil abwärts!" rief Heinrich zurück, nahm sein Roß fest zusammen, und ritt langsam zu einem kieselgründigen Bache hinab, der mit wildem Rauschen durch die Schlucht schoß. Dicht hinter Heinrich befand sich nun Radeborn, der geräuschlos das mächtige Schwert aus der Scheide zog, diese seitwärts in einen Busch warf, und dann mit beiden Händen die im Sonnenstrahle blinkende Waffe erhob, in der Absicht, sie auf das unbedeckte Haupt des Jünglings niederzuschmettern; ehe jedoch der meuchelmörderische Schlag fiel, lenkte Heinrich, dem der Spiegel des stählernen Helms jede Bewegung Radeborns verrieth, sein Roß etwas seitwärts, um durch eine kurze Wendung der Gegenwehr vollkommen mächtig zu sein. Als das Schwert

nun pfeifend durch die Luft schwirrte, parirte Heinrich geschickt sein Roß; der mit aller Kraft geführte Schlag ging in's Haltlose, Radeborn gerieth aus den Bügeln, stürzte kopfüber zu Boden, und sein geschrecktes Roß schlug hinten aus und traf den schlechten Mann vor die Brust, daß diesem Hören und Sehen verging, und ein Blutstrom aus seinem Munde floß.

So rasch und behende wie zur Selbsthilfe saß nun Heinrich ab und richtete den todesbleichen blutenden Grafen mit aller Kraftanstrengung auf; gleich einem weichen Thonbilde sank der aber stets wieder zusammen, und Heinrich glaubte, er werde seinen Geist aufgeben. Um zu helfen und um den zu retten, der ihm eben den Tod geben wollte, trug er ihn schonend zum Bache hinab, wusch ihm mit dem kalten erfrischenden Wasser Schläfe und Pulse, und brachte ihn so allmählig wieder zur Besinnung.

Als Radeborn die Augen aufschlug und den sorgsam um ihn beschäftigt sah, dem er rücklings den Scheitel spalten wollte, da stieg zum ersten Male in seinem Innern ein Gefühl von Scham und Reue auf, und sich ob der Schmerzen, die er empfand, dem Tode nahe fühlend, wähnte er, nun durch das Geständniß eines Bubenstückes die bereits zahlreich begangenen büßen, und sich von seinen Sünden reinigen zu können. Reuig wie ein Missethäter, der es sich zum Verdienste anrechnet, nicht noch Schlechteres begangen zu haben, stammelte nun Radeborn: „Ach du guter Findling von Egisheim, ich bin nicht würdig, daß

du mir das sterbende Haupt in deinen von keiner Schuld befleckten Händen hältst; du sollst mein Erbe werden, aber vergib mir, was ich eben an dir verüben wollte — vergib mir!"

„Fleht die Barmherzigkeit des Himmels an, Herr Ritter, sie strafte Euch bereits hart genug; ich will nicht Euer Erbe werden, erzürnt Euch aber deßhalb nicht; Eure Handlung entsprang, wie es mir däucht, aus Stolz; Ihr wolltet mich beseitigen, um den Ruhm, die Prinzessin gerettet zu haben, mit keinem Andern theilen zu müssen."

Radeborn entgegnete etwas, was der Findling jedoch nicht verstand, endlich aber wurden Gero's Worte wieder deutlich, und vor Entrüstung zitternd, hörte Heinrich ein Geständniß an, was ihm aus dem Munde jedes Andern als Mähre gegolten hätte. „Wisse denn, ich selbst," stammelte Radeborn, „ließ die Prinzessin von Räubern entführen; seit Kaiser Konrad aus Welschland heimkehrte, wo er Thasselgart und seine Bande vernichtete, war er mir in hohem Grade ungnädig, glaubend, ich habe ihn in einem Auftrage belogen und nicht so gethan, wie er mich geheißen. Um mir nun wieder die Gunst des Monarchen zu gewinnen, wollt' ich ihm die Tochter, als habe ich sie Räubern entrissen *), wieder heim zum Hoflager bringen."

*) Der Menschenraub war um jene Zeit noch so gewöhnlich in Deutschland, daß unter den Fragen, welche die Priester denen vorlegen mußten, so am Anfange der

„O redet! Sprecht!" rief da Heinrich, seinen Unwillen niederkämpfend, „wo befindet sich des Kaisers Tochter?"

„Im Fegfeuer."

„Hilf Himmel, der Unglückliche wird wahnsinnig und doch an diesen Wunden nicht sterben!"

Bei diesem ihm gegründet scheinenden Troste, er werde wieder genesen, fühlte Radeborn eine wahrhaftige Reue, nämlich Reue ob der Unklugheit sich verrathen zu haben; er benützte daher des Jünglings Irrthum, der ihn für wahnsinnig hielt; schwatzte absichtlich Alles durch einander, wie ein Tollhäusler, sagte er habe eine Schwertklinge verschluckt, und im Kopfe lodere ihm ein Pechkessel; seine Finger wollte er als gelbe Rüben essen, und leitete den Jüngling ohne Falsch so sehr irre, daß dieser glaubte, der Hauch des Wahnsinnes habe ihn schon getroffen, ehe er mit dem Schwerte nach ihm schlug. Er empfand daher das innigste Mitleid mit dem heillosen Betrüger, lud ihn schonend auf das wieder lammfromm gewordene Pferd, und brachte ihn nach einer unfern gelegenen Einsiedelei, damit man ihm dort durch Wart und Pflege wieder zur Genesung helfe oder ihn auch, je nach den Umständen, zum Tode vorbereite.

Fasten zur Beichte gingen, auch diese sich befand: „Hast Du einen Menschen entführt, verschickt, oder in die Gefangenschaft verkauft?"

Gesenkten Kopfes und Trauer, Angst und Kummer im Gemüthe, ritt Heinrich, nachdem er so gethan, von der Einsiedelei hinweg, als ihm plötzlich und wie in Folge einer höhern Eingebung zu Sinne kam, daß in dem Felsenthale, welches hinter der Haide durch einen dunkeln Wald sich hinziehe, eine verrufene Trinkstube existire, auf deren Schild die mysteriösen Worte: „Zum Fegfeuer," zu lesen seien. Radeborn sagte mir anfänglich die Wahrheit, dann gereute es ihn wieder, und damit ich seine Lügen sicherer glaube, nahm er die Maske des Wahnsinnes vor. So dachte jetzt Heinrich, das ganze Vorkömmniß scharf und klug prüfend, und indem die Hoffnung, jene sinnige, oft zurückschauende Freundin des Menschen, welche nie die Wege ebnet, sondern ihm nur spärlich einen stärkenden Labetrunk bietet, wieder in sein Herz einkehrte, spornte er sein Roß und sprengte windschnell nach jener Richtung hin, wo tief im Walde die verrufene Schenke: Zum Fegfeuer, ihr für Wegelagerer und Räuber gastfreundliches Dach erhob.

XI.

Das rettende Hüfthorn.

Schon verhallte das Tagesgetümmel und die Abendstille milderte den abmattenden Thätigkeitsrausch

der Erdebewohner zur Sehnsucht nach Ruhe, da schwang sich Heinrich nach langem Ritte, der nicht nur sein Pferd, sondern ihn selbst erschöpft, vor der Thüre der Schenke: Zum Fegfeuer, aus dem Sattel; er schritt in die Trinkstube, in welcher es von Waffenknechten, meist Welschen, wimmelte.

Wie ein erwachendes Kind, das ein böser beängstigender Traum unter wildfremde Menschen versetzt, sich freut bei den Seinen zu sein, so lächelte auch frohselig des Kaisers Tochter, als sie den eintretenden Heinrich gewahrte.

Nachdem sich der Edelknappe tief und ehrerbietig verneigt, gebot er den ihn keck nnd feindlich Messenden im Namen der Kaiserin Gisela mit anbrechendem Tage g'en Aachen umzukehren, indem die Feuersbrunst sich gelegt und überdieß eine so weite Entfernung von der Pfalzstadt um so mehr unnöthig gewesen sei, weil das Gerücht, Räuber wollen die Prinzessin entführen, und das allgemeine Getümmel zur leichtern Ausführung ihres Vorhabens nützen, sich als unbegründet befunden habe.

Der unbefangene Heinrich ersann diese Nothlüge, um Radeborns Ehre wo möglich zu retten und den Knechten ein Mittel zur glimpflichen Auslegung eines schlimmen Handels darbieten zu können.

Gero's so langes Ausbleiben, Heinrichs offenbare Verwirrung und die blutbefleckten Kleider desselben machten jedoch die Knechte stutzig; hatte sie auch das Gebot der Kaiserin erschreckt, weil sie wußten, sie seien alle des Todes, wenn Konrad

je in dieser Sache klar sehe, so ließen sie sich doch nicht einschüchtern und der Keckste von ihnen sagte: „Nach dem Befehle des Grafen von Radeborn stürmten wir, als gälte es mit der Sonne um die Welt zu kommen, durch Wiese, Wald und Schlucht, holten die Räuber der Prinzessin ein, die das Weite suchten als wir ansprengten, und wir haben gemessenen Befehl sie nur dem Grafen selbst hier einzuhändigen.

„Wie geschah Euch denn, Prinzessin?" wendete sich da Heinrich an Agnesen selbst, worauf diese die Erklärung abgab, sie wisse nur aus Anderer Mund, daß man sie rauben wollte, selbst aber habe sie keine Ahnung davon gehabt; sie sei nach Radeborns Willen mit ein paar Männern, die er ihr beigegeben, nach dem Magdalenenkloster geeilt, plötzlich aber haben sie diese im Gedränge verloren, worauf andere, gleichfalls mit der Vorgabe sie von dem drohenden Brande zu entfernen, auf ein Roß hoben und mit ihr davon sprengten. Es sei das Alles so rasch gegangen, daß sie gar nicht Zeit gehabt habe, ihre Gedanken zu ordnen; da habe sie denn plötzlich ein Jagen hinter sich und gereitzte zum Kampfe herausfordernde Aufschreie vernommen; ihre Begleiter, die bis jetzt kein Wort geredet, seien dann von der Straße ab durch Busch und Baum entflohen und die Leute, unter welchen sie sich jetzt befinde, haben sie dann in die Mitte genommen, hieher gebracht und ihr gesagt, Räuber haben sie stehlen wollen.

Heinrich dankte nun für die ihm gütig ertheilte Aufklärung und jetzt völlig gesammelt, wiederholte er

den frühern Befehl, die Prinzessin, sobald der Morgen dämmere, heim nach der Pfalzstadt zu bringen.

„Wenn Frau Gisela," rief da wieder Einer aus der Rotte, „Euch wirklich absendete, die Prinzessin heim zu holen, so wird sie Euch wohl auch ein Beglaubigungsschreiben mitgegeben haben, denn die Kaiserin ist zu klug, als das sie wähnen könnte, Männer werden in einer so hochwichtigen Angelegenheit einem Jungen auf's Wort glauben!"

„Wenn sie gleich einem Buben folgen," platzte Heinrich vorschnell heraus und verrieth so den Knechten, was er ihnen eigentlich verheimlichen wollte.

Jetzt ward ihnen freilich bange, und um nun zu überlegen was nun zu thun sei, setzten sie sich wieder ruhig zum Herde, auf welchem in einem großen Topfe eine Hammelskeule brodelte; wie einen Trinkspruch flüsterte bald Einer dem Andern, wenn er ihm den Becher brachte, die Worte zu: „Den Buben müssen wir hier abthun oder wir sind verloren!"

Heinrich achtete auf all' das nicht, denn er sprach ja mit der Prinzessin, die sich freute, nun bald wieder bei ihren Eltern zu sein, und die in seiner Nähe heiter schien, selbst, als sie klagte, einer schlaflosen Schreckensnacht sei ein so ermüdeter Tag gefolgt. Heinrich, so wohlthuend erwärmt er auch sein Herz, während er mit Agnesen sprach, fühlte, war doch für ihre Ruhe mehr besorgt, als für sein Glück, das er empfand, wenn er in ihrer Nähe weilen durfte, weßhalb er, sobald sich eine schickliche Gelegenheit hiezu bot, die Wirthin beauftragte ein Bett für die Prinzessin zurecht zu richten.

„Ist schon geschehen Junker," entgegnete die emsige Wirthin, ein Weib mit einem widerlichen abstoßenden Gesicht; sie ergriff eine Leuchte und führte die Prinzessin, sich entschuldigend sie sei eben auf den Besuch so hoher Gäste nicht eingerichtet, in ein prunkloses aber reinlich gescheuertes Schlafgemach empor.

„Ihr bleibt doch auch heute Nacht hier im Hause und werdet mich morgen heim zur Pfalzstadt geleiten?" Diese Frage, die des Kaisers Tochter im Abgehen an den Findling richtete, beantwortete dieser mit einem so feierlichen „Ja" als sprechen seine Lippen einen heiligen Schwur aus, und als die Wirthin zurückgekehrt und Agnes zur Ruhe gegangen war, stellte er sich selbst als Wache mit gezogenem Schwerte vor die Schwelle des Schlafgemaches, so daß der Weg eines Frevlers nur über seine Leiche führen konnte.

Die habsüchtigen Knechte konnten sich schon deßhalb zu keiner gütlichen Vermittlung verstehen, weil sie in der ersten Ueberraschung kund gaben, die Prinzessin befinde sich bereits an dem Orte ihrer Bestimmung; weiter mit ihr zu fliehen, und Heinrich hinwegzuscheuchen, das ging nun nicht mehr an; sie beschlossen daher den ihnen Lästigen zu tödten und versuchten auf alle mögliche Weise ihn herunter in die Trinkstube zu locken, weil sie ihn doch nicht oben anfallen, die Prinzessin durch den Lärm aufwecken und sich so verrathen wollten.

Der kluge Heinrich wich jedoch nicht von seiner Stelle. Gott stellte mich auf diesen Posten, dachte er und gelobte sich dabei treue Wache zu halten.

Wenn nun aber die Knechte durch das Nichterscheinen Radeborns den Schluß machten, sein Vorhaben sei gescheitert und wenn sie dann auf eigene Faust die Prinzessin raubten, angelockt durch die Vorspiegelungen eines hohen Lösegeldes, mit welchem sie sich dann auf und davon machen könnten; wer — mochte ihnen dieß wohl wehren? So dachte Heinrich, der zu deutlich erkannt, die Knechte suchen ihn offenbar in böser Absicht von seinem Posten zu entfernen. Er schlich, daher leise auf den Zehen die Treppe hinab und schaute in den Schatten eines vorspringenden Mauerpfeiles sich drückend, in die Trinkstube hinein, deren Thüre man der drückenden Schwüle halber angelweit offen gelassen. Hier saßen nun die Radeborner, und da Heinrich nach Giselas Willen in den Wissenschaften und Sprachen unterrichtet worden auch der italienischen völlig kundig war, so vernahm er nun wirklich, was er bereits ahnte, nämlich, die Knechte trachten ihn während dieser Nacht zu ermorden.

„Ich fürchte nur immer," sagte da Einer, „der Bube stützt sich auf einen Hinterhalt; wie könnte er wohl sonst so tolldreist sein, allein hier uns Widerpart halten zu wollen." Einige theilten diese ausgesprochene Meinung, Andere aber äußerten, die Jugend habe keine Ueberlegung und es sei ungeschickt sich selbst durch allerlei Vermuthungen die Furcht in's Blut zu jagen. Einen Hinterhalt verrathe bis jetzt nichts, weßhalb man gegen Mitternacht, wenn sich alle zuvor schlafend angestellt, den Wachehaltenden beschleichen, ihm den Mund verstopfen in einen der Ställe hinaus tragen

und ihn dort rasch abthun solle. Bedenklich zuckte da wohl Mancher die Achsel, Alle aber erklärten sich nach langem Hin- und Herreden zur Ausführung des blutigen Planes bereit.

Wie nun hier Hilfe schaffen; wie sich retten? — So dachte Heinrich, noch immer bewegungslos hinter den bergenden Mauerpfeiler gedrückt. Da rollte in der Ferne ein dumpfer Donner durch das Felsenthal, ein schweres Gewitter zog rasch über den Wald her. Die Knechte drinnen in der Trinkstube, denen es vorhin nicht so recht wohl bei Ausbrütung ihres blutigen Vorhabens war, verriethen nun alsbald auch äußerlich die Furcht eines schlechten Gewissens. So oft das blauweiße Feuer eines Blitzes durch die Fenster des Erdgeschoßes flammte, schlugen die Welschen ein Kreuz, und wenn es einen plötzlichen heftigen Donnerschlag that, so duckten sie sich, als fahre das himmlische Feuer ihnen selbst auf die Köpfe.

Die Angst, welche sich dieser meuchelmörderischen Sippschaft bemächtigte, suchte nun der kluge Heinrich zu benützen, denn wer die Segenshand der Natur verkennt und vor dem sich fürchtet, was nur durch die schnelle Umwandlung des in die Sinne fallenden erschreckt, wer den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen übersieht, der wird auch jedes Ereigniß, das ihm unerwartet kommt, für übernatürlich, und weil er es nicht begreifen kann, von Aberglauben geblendet, auch für unüberwindlich halten.

Diesen Schluß machte Heinrich, schlich leise und geräuschlos wieder die Treppe hinan, öffnete oben ein

Fenster des engen Ganges, kletterte hinunter und eilte so rasch er zu laufen im Stande war, nach dem ein paar hundert Schritte entfernten Walde hin. Hier löste er nun sein Hüfthorn vom Gürtel und stieß, so stark er konnte, dreimal hinter einander in dasselbe. Hoffend, die List werde gelingen, umlief er dann im Halbkreise die Herberge zum Fegefeuer und wiederholterschallte in entgegengesetzterRichtung dreimal derselbe Hornruf. In immer gesteigerter Hast lief er dann wieder zurück, umspähte das Haus und als er Niemand sah, so kletterte er, wie vorhin hinab, nunwieder an den Latten des Weinstockes zum Fenster empor; hier hielt er einige Sekunden verschnaufend an und ließ dann von da aus lustig sein Hüfthorn erschallen. Wie es der kluge Findling von Egisheim gedacht, so war es nun auch wirklich gekommen; bei dem ersten Hornruf fuhren die Knechte auf, und der, welcher vorhin einen Hinterhalt prophezeihte, sprach, sich entfärbend: „Nun, — hatte ich nicht recht?" Als das zweite Mal das Hüfthorn und zwar in entgegengesetzer Richtung erschallte, wechselten Alle die Farbe und Jeder flüsterte dem Andern zu: „Alles ist verrathen;wir sind umzingelt!"

Die Köpfe zusammensteckend wie eine Schafheerde, welche den Wolf wittert, standen die Radeborner dicht gedrängt neben einander, unschlüssig, ob sie nun zur Wehr greifen oder die Pferde aus den Ställen ziehen und in der Flucht ihr Heil suchen sollen. Da erschallte zum dritten Male und zwar im Hause selbst, der lang gedehnte Ton eines Hüfthorns

und Alle waren nun völlig im Klaren, das Heinrich wirklich bewaffnete Macht im Hinterhalt habe, die ihm von verschiedenen Seiten das Zeichen gegeben, auf welches er nun eben geantwortet.

Die Bestürzung von den welschen Waffenknechten ging auch auf den Wirth über, der allen Dieben ein Hehler und allen verfolgten Verbrechern ein besorgter Vater war. Er wußte um den ganzen schlechten Streich, der hier ausgesponnen werden sollte, und zitterte nun vor des Kaisers Zorn, daß ihm die Zähne klappernd aneinander schlugen.

Heinrich, der, nachdem er das letzte Mal vom Fenster aus in das Horn gestoßen, sogleich wieder die Treppe herabgeschlichen und sich, wie früher, in dem Schatten des schützenden Pfeilers verborgen hatte, war unter freudigem Herzpochen Zeuge, wie sehr seine List geglückt und wie Allen die Trinkstube zum wirklichen Fegefeuer wurde. Das Gewitter war nun eben seinem höchsten Ausbruche nahe, und um die Abergläubischen, bereits von entmannender Furcht Hin- und Hergeschüttelten sicher los zu werden, beschloß Heinrich nun mitten unter sie zu treten; er rechnete auf die Hilfe der Elemente und harrte noch um den günstigsten Augenblick zu erspähen.

Der Wind verwandelte sich alsbald zum Sturm; in dem Walde wurde mancher Baum entwurzelt und krachend in eine Schlucht hinabgeschleudert; die Erde bebte und der Himmel glühte in feuriger Lohe. Da zuckte denn plötzlich ein Blitz nieder, dessen Feuer so grell und fürchterlich war, daß Heinrich selbst zusam-

menfuhr; er faßte sich jedoch im Momente wieder und trat mitten unter die Welschen als eben der Donner schwer und krachend dem Blitze folgte, Zeugniß gebend, es habe eingeschlagen. „Obwohl ihr's nicht werth seid, ihr Schurken," rief Heinrich mit gewaltiger Stimme, „so will ich euch doch aus dem Fegefeuer erlösen! Sprengt, so rasch ihr es vermöget, Straße abwärts durch das Felsenthal, denn ehe einige Minuten vergehen, sind meine Leute, die mir der Kaiser nachschickte, da, und dann müßt ihr nach dem Schwure Konrads, den er auf den Gürtel Karls des Großen abgelegt, als Störer des Landfriedens baumeln! Fort mit euch! Ich will eure schlechten Seelen nicht in die Hölle schicken; fort! Rufet den Herrn an, damit er euer in dieser entsetzlichen Wetternacht schone und euch nicht von dem Feuer des Himmels verzehren lasse!"

So bleich als entsteigen Gerippe der Erde und als sei der jüngste Tag gekommen, stürzte das von Radeborn gedungene Häuflein aus der Stube, hin zu den Ställen und fort gings nun in jagendem sausendem Galopp. Um die überstürzende Eile der schlechten Bande noch zu beschleunigen, stieß Heinrich noch einmal in's Horn und da die fliehenden glaubten er hetze ihnen nun den Feind auf den Rücken, so entschaarten sie sich nach allen Richtungen, Jeder nur bedacht sein eigenes Leben zu retten.

Da nun der böse Feind das Feld geräumt, so konnte Heinrich handeln, wie ihn sein wackeres Herz zu thun antrieb; genützt werden aber mußte jetzt die so kostbare Zeit, denn Jene, die von Schreck erfaßt,

hinstürzten durch die Nacht, konnten sich ja wieder sammeln, zurückkehren und dann würden sie sich wohl schrecklich an dem gerächt haben, der durch eine List sie in die Flucht jagte gleich Hasen, die bei dem Knalle einer Peitsche das Weite suchen. Dieses alles gar wohl ermessend, eilte Heinrich zu Agnesen hinan und als er eben verlegen war, auf welche Weise er sie aus dem Schlafe wecken solle, öffnete sie, durch die Donnerschläge längst aus dem Schlafe aufgeschreckt, selbst die Thüre, trat völlig angekleidet heraus und so kurz und faßlich, als der Findling es vermochte, erzählte er Agnesen, wie das Gespräch der Welschen ihm gerechten Grund zum Mißtrauen eingeflößt und wie rettend sich sein Hüfthorn bewiesen, während die schlechte Bande seinen Tod auf Mitternacht festsetzte.

Von Schreck ergriffen, dankte da Agnes Gott, dessen Vaterauge auch im Kampfe der Elemente die nicht verliert, die gläubig Ihm vertrauen, und zur Heimkehr nach der Pfalzstadt zur Minute entschlossen, reichte sie dem Jüngling voll Vertrauen die Hand, damit er sie die dunkle Stiege hinab und hinaus aus dem Hause führe, das ihr schon beim Betreten gar unheimlich erschien.

Der Gastwirth, ein schlauer Kunde, erschien nun mit einem Armleuchter, auf welchem zwei Kerzen brannten, schalt wetterlich über die Reiter, die wie Gaudiebe ohne die Zeche zu bezahlen auf und davon geritten und suchte so den gerechten Argwohn zu verwischen, als habe er mit ihnen in ein und dieselbe

Karte geguckt. Heinrich würdigte den Menschen, der jetzt voll kriechender Höflichkeit war, keines Blickes; Agnes aber griff in die goldgestickte Gürteltasche und gab dem Heuchler zwei Goldstücke, damit er nicht durch Leute in Schaden gerathe, mit welchen sie selbst hier angekommen. Unter tiefen Bücklingen dankte da der so gut Belohnte, bot aber dabei seine ganze Zungengeläufigkeit auf, des Kaisers zarte Tochter möge nicht in so böser Nacht sein schützendes Dach verlassen und doch mindestens das Eude des Gewitters bei ihm im Hause abwarten. Der Schwätzer redete jedoch für taube Ohren; die beschlossene Heimkehr wurde trotz der sprühenden Blitze und der noch immer oft betäubenden Donnerschläge ausgeführt, und nach einigen Minuten schon ritt der schöne Findling von Egisheim neben der wunderholden Tochter Konrads, des allgefürchteten deutschen Kaisers, nach der Pfalzstadt zurück. Beiden, obgleich über ihnen das Gewitter wüthete, und der Sturm die Eichen schüttelte, war es doch noch nie im Leben so wohl gewesen, als wie jetzt nach überstandener Gefahr unter dem luftigen Dome des Himmel, aus welchem nach ihrem frommen Dafürhalten Gott liebend, sie segnend und beschützend niederschaue. Hätte dieser Ritt gedauert bis ans Ende der Welt, so würden sie sich gewiß nicht über die Länge des Weges beklagt, wohl aber geseufzt haben, daß die Gränzen der Erde so enge seien.

Aus diesen rosigen, bunten und frohen Jugendträumen wurden sie plötzlich geweckt durch das Schwirren eines Bolzens, welcher quer und matt auf

Heinrich's linke Brust fiel. Einer der versprengten Radeborner, der etwas ungläubiger, wie die Andern war, hatte sich hier in den Hinterhalt gelegt und ihn auf den Findling abgeschoßen, als die Dinge sich so gestalteten, wie er bereits, wenn auch nur verworren, ahnte. Jedenfalls glaubte er den Jüngling hart verwundet zu haben und sprengte daher mit eingelegter Lanze gerade auf ihn los.

„Mich tödte — ihm aber laß' das Leben!" rief da, von dem plötzlichen Wechsel des Glückes betäubt, Agnes, ihr Roß der drohenden Lanze entgegen treibend; rascher, wie sie, war jedoch Heinrich; mit dem Schwerte sich deckend, umritt er im Kreise den Lanzner, wendete sich dann schnell wie die Magnetnadel dem Nordpole, dem Feinde zu und stürzte ihn mit einem mächtigen Streiche, ehe sich's dieser versah, aus dem Sattel zu Boden; dem Siege folgte das Mitleid. Heinrich stieg vom Pferde, und da er dem kecken Gesellen wohl die Blechhaube, nicht aber den Schädel gespalten, wie er anfänglich meinte, so erholte sich dieser alsbald wieder; beim Sturze hatte er sich jedoch so wehe gethan, daß er vorläufig weder zu gehen noch sein Pferd zu besteigen im Stande war. Er bat daher Heinrich, er möge ihn nur getrost hier sitzen lassen, bis er wieder Kraft gewonnen, und mit Worten, die den Schein der Aufrichtigkeit trugen, dankte er dann dem jugendlichen Sieger für das ihm geschenkte Leben, ihn beschwörend, so rasch als möglich g'en Aachen zu reiten, weil er selbst und die Sicherheit der Prinzessin schwer bedroht sei.

Das zu glauben hatte Heinrich vollen Grund, und ein: „Gott bessere dich!" dem zurufend, der den Bolzen auf sein Herz abgeschossen, sprengte er, Agnesens Pferd beim Zügel fassend, durch die schaurige Oede des Waldes hin.

Als endlich der Morgen dämmerte, und man mit Gottes Hilfe die Gefahr weit im Rücken hatte, brach Agnes endlich das Schweigen und dankte dem Jüngling in den herzlichsten freundlichsten Worten ihre Rettung aus so finsterer Macht. Dabei rühmte sie seine Gewandheit als Reiter und Fechter und erschöpfte sich förmlich in seinem Lobe. Des Jünglings Herz ging dabei in Wonne über und mißmuthig schaute er nach den Thürmen der Pfalzstadt, die sich aus dem Morgennebel hoben; sie lagen ihm allzu nahe, die Zeit des Glückes flog ihm zu rasch. — — —

Eine Stunde später umarmte Gisela, welche die Angst um das verlorene Kind heraus vor das Thor getrieben, die ihr durch die Gnade des Himmels wieder Geschenkte, gleichzeitig bewillkommte sie den treuen Findling, der ihr den kostbarsten Schatz zurück gebracht, mit Dankgelübden und führte dann Beide durch die jubelnde Volksmenge, die sich herzudrängte, hin zur Burg.

Mit väterlicher Zärtlichkeit schloß Kaiser Konrad die Prinzessin, sobald er ihrer ansichtig, in die Arme, den Jüngling aber würdigte er kaum eines Blickes; als er es aber that zuckte er zusammen, als habe ihn eine Schlange in die Ferse gestochen; dabei starrte er in Heinrichs Antlitz, als tauche ein längst

Begrabener vor ihm auf; aus dem Kreise der Höflinge tretend, winkte er den Jüngling zu sich in eine Fensternische und forschte hier leise nach seiner Herkunft und nach seinem Alter. Bei dem, was ihm der Jüngling von seiner Herkunft sagte, schwellte entstellende Wuth Konrads Gesichtszüge, und schadenfroh trotzig, wie ein Riese, der einen Zwergen zum Kampfe fordert, schleuderte er dem Ueberraschten als Fehdehandschuh die Frage hin: „Woher der Fleck über deinem linken Auge?"

„Eine Eidechse soll meiner Mutter auf die Stirne gefallen sein, als" —

Seiner Sache gewiß und überzeugt, er habe nun endlich doch den Rechten, unterbrach Konrad den Findling von Egisheim, rufend: „Werf't diesen tückischen Buben in den Thurm und schließt ihn so lange dicht und fest dort ein, bis ihn der Henker wieder aus dem Kerkerstaube emporholt."

Bereitwillig drängten sich Viele sogleich zu diesem Schergendienste; ohnmächtig sank Agnes in die Arme der erbleichenden Mutter und stummgeschreckt durch das so Unerwartete, ließ sich Heinrich fort und hinab zum Gefängniß bringen. Dort lag er nun eine Weile in dem tiefen Dunkel rathlos und ohne Fassung; seine Hände befühlten den Kopf und sanken dann wieder in seinen Schooß, unwillkürlich das rettende Hüfthorn fassend, das ihm am Gürtel hing. Da verschwanden alsbald die düstern Schatten des Trübsinnes von seiner Stirne und er hoffte, daß der Herr,

der ihn aus dem Fegefeuer befreit, auch aus diesem feuchten Kerker erlösen werde.

XII.

Das Gottesurtheil.

Die Unschuld, welche man einer bösen That anklagt, freut sich des guten reinen Gewissens oft nicht mehr, als bis das Verbrechen ihr namhaft gemacht wird.

So war das auch bei dem Findling von Egisheim der Fall, der zwar ergeben in den Willen Gottes, aber doch recht traurig so lange in dem Kerker saß, bis man ihm endlich den Grund seiner Verhaftung und zugleich Den nahmhaft machte, der ihn bei dem Kaiser angeklagt. „Bei Gott im Himmel!" rief da Heinrich, die Wangen von Entrüstung geröthet, „ich glaubte nicht, daß so viel Schlechtigkeit unter dem Licht der Sonne wandle!" gleich darauf aber wurde er wieder froh, heiter und sein Auge zeigte Seelen- und Gewissensruhe.

Einer der durch das retteude Hüfthorn versprengten Radeborner war nämlich in jene Einsiedelei gekommen, wohin Heinrich den von seines Pferdes Huf so schwer getroffenen Gero mitleidig brachte, und erfreut seinen Herrn zu finden, erzählte der

Waffenknecht diesem Alles, was sich im Fegefeuer zugetragen.

Gero benützte nun sogleich die Aussage des Knechtes, um den Findling zu verderben, der in ihm fürder nur einen Meuchelmörder ersehen konnte; er befahl daher dem Berichterstatter er möge auf dem kürzesten Weg nach Aachen reiten und dem Kaiser anzeigen, der Findling habe ihn hinterlistig überfallen und vom Rosse gestürtzt, um mit Niemand den Rettungslohn theilen zu dürfen. Von Gewissensangst gefoltert, habe er ihn aber dann zu einem Einsiedler gebracht, wo er nun, von heftigen Schmerzen gequält, liege.

Auf Holz- und Schleichwegen, die nur Dieben bekannt, sprengte nach erhaltener Instruktion der Waffenknecht nach der Pfalzstadt, wo er eine Stunde früher, als Heinrich anlangte.

Konrad, nachdem er den Waffenknecht gehört, versprach den Friedenstörer zu strafen, so sehr es ihm auch mißbehagte, daß Gero, den er durch die beleidigendste Geringschätzung von sich abgehalten, sich ihm als Rechtsbedürfender nun wieder nähern könne.

Schon damals, als sich Gero, einem lohnsichtigen Miethlinge gleich, zum Meuchelmorde des Säuglings drängte, verlor er des Kaisers wirkliche Achtung; verhaßt aber war er ihm seit jener Zeit, als ihn in Thasselgarts Felsenlager Leopolds Sohn, aie er wähnte, von der Betrügerei des unlautern Geschäftsträgers überzeugte; gern hätte ihm Konrad den unverdienten Lohn wieder abgenommen, aber als

Fürst mußte er dessen, dem er die Grafenkrone zornblind auf das Haupt gesetzt, so lange schonen, bis sich gesetzlich eine Gelegenheit bot, den Unwürdigen in den Staub zu treten, wohin er längst gehörte. — — —

Da erblickte Konrad denn plötzlich über dem linken Auge des Findlings den braunen Flecken, gleichzeitig war Heinrich das getreue Ebenbild des geächteten Vaters, und der Aufschluß über das Muttermaal wie auch das Alter des Findlings und der Umstand, daß ihn Helmolds Leute zu eben jener Zeit im Walde fanden, als er dort getödtet werden sollte, überzeugte den Kaiser, er habe nun den Rechten; er segnete daher den Zufall und freute sich ob Gero's Klage, die ihm einen Grund bot, den Kronenerschleicher gesetzlich verurtheilen zu können.

Zeugen befanden sich auf keiner Seite, und der Klausner, zu welchem Heinrich den Verwundeten, wie Gero schwur, lediglich aus Gewissensangst gebracht, sprach weder für den einen noch für den andern der Rechtenden.

Da sollte denn der Sonnenblick eines Gottesurtheils die geheimnißvollen Nebel lichten und Heinrich, beseelt von dem Muthe eines unbefleckten Gewissens, erbot sich mit unbedecktem Haupte, im leichten Hofkleide und ohne Schild, nur bewehrt mit einem Schwerte gegen Gero den Gottesgerichtskampf zu schlagen, während sein fal-

scher Ankläger sich waffnen und panzern könne, so gut er es vermöge.

Trotz der ungeheuern Vortheile, die der so ungleiche Kampf Gero bot, war er doch zu feige, um denselben anzunehmen; listig und verschlagen, wie er war, äußerte er, der Gegner sei ihm nicht ebenbürtig, wie auch überhaupt ein Edelmann selbst im Gottesurtheile nur mittelbar von seines Gleichen gerichtet werden dürfe.

Um dieses Hinderniß hinwegzuräumen, erklärte Graf Helmold den Findling als seinen Adoptivsohn und der Kammermeister Fichtenstein erbot sich, ihm den Ritterschlag zu ertheilen. Der Kaiser, der des Findlings Untergang, den ihm seine Wahnfurcht als Kronenräuber vor Augen stellte, beschlossen, widersprach jedoch all dem, weil das Schildesamt nicht einem des Meuchelmordes Beschuldigten übertragen werden könne. Kraft der richterlichen Gewalt gebot er schiedlich:

Beklagter solle, um seine Unschuld darzuthun, eine weißgeglühte Pflugschaar mit bloßer Hand erfassen und sie von der Kreuzeshöhe des Calvarienberges vor Aachen bis hinab zu dem Fuße desselben tragen und sie dort niederlegen. Daselbst solle man dann die Hand in ein Skapulier wickeln, mit einer Schnur umwinden und auf den Knoten das Reichssiegel in Wachs abdrücken. Nach Umfluß von drei Tagen sei das Siegel wieder zu lösen und wenn dann die Hand ohne Brandschaden sei, so habe man

den Beklagten für unschuldig zu erklären, den Kläger zu enthaupten und da dieser ohne Erben, dem böswilligen verläumdeten Findling von Egisheim die Güter desselben als Eigenthum zu übertragen.

Jedermann, Radeborn ausgenommen, fand den Ausspruch Konrads zu hart, und Heinrich, dem man das, was seiner harre, verkündete, hielt leidensmüde die drei Tage, die man ihm zur Vorbereitung zu dem schweren Gange gönnte, für die letzten seines Lebens.

Da schon die Gefangennahme des Findlings Agnesens Gesundheit so zerstörend angegriffen, daß der Kaiser die gänzliche Zernichtung derselben fürchten mußte, wenn sie das erfahre, was man über den im Kerker Schmachtenden verhängt, so ließ er sie nach dem Kloster Marienau bringen, ihr beim Scheiden sagend, der Streithandel zwischen Radeborn und Heinrich werde sich mit Gottes Hilfe zu Gunsten des Letztern entscheiden.

Heinrichs Freunde erwarteten den Tag des Gottesgerichtes wie Bewohner einer Gegend, welche den Lavaströmen eines feuerspeienden Berges ausgesetzt sind, die bereits verderblich niederschäumen und ihre Habe und sie selbst zu verschlingen drohen. Jeder that sich Gewalt an, das, was er fühlte, zu bekämpfen; Jeder wähnte dem Andern herzhaft zu erscheinen und doch gewahrten Alle, so oft sie sich anblickten, Thränen an ihren Wimpern perlen. Da man den Willen des Kaisers als unbeugsam kannte,

so brach erschlafft die Thatkraft eines Jeden zusammen, und Alle starrten, die Hände in den Schooß gelegt, die Größe eines Unglückes an, das sie nicht abzuwenden im Stande waren.

Robert allein, dem der Schlag, welcher Heinrich tödten mußte, auch den Grafen Leopold und Gerberga entriß, die ihn sicherlich nicht überlebten, glich all' denen nicht, welche in stumpfsinnigem Hinbrüten dem Unglückstage entgegen harrten. Was Jene zur Nachgiebigkeit demüthigte, reizte diesen zum höchsten Zorn; ihn kümmerte nun nicht mehr, was seines Dienstes war. Wild und zwecklos rannte er umher, und eilte endlich zu der Einsiedelei am Moore, um dort an Wittekinds theilnehmendem Herzen all' die Qual und die Angst, die ihn zu zermalmen drohte, ausschütten zu können.

Gute Zeitungen liefert gewöhnlich das Gerücht nur wortkarg ab, wenn es aber ein Unglück zu verkünden gibt, so kehrt es redselig aller Orten ein.

So kam es, daß auch Wittekind bereits wußte, was die Zungen der Aachener nun stündlich beschäftigte und was nächstens dort auf dem Calvarienberge vor sich gehen sollte. Er hielt daher, sobald Robert in seine Klause stürmte, diesem den Mund zu, damit die Schreckenspost nicht von dem in der Nebenkammer ruhenden Grafen Hochfurth vernommen, und er der kaum entrückten Geistesnacht zurückgegeben werde. Der alte Wittekind war jedoch nicht im Stande, den ungestümen starken Mann zu bewältigen, der gar nicht begreifen konnte, weßhalb man ihm gerade in

dem Augenblick den Mund schließen wolle, wo es ihn drängte, denselben zu öffnen, um durch Mittheilung sich das von Groll und Weh überfluthende Gemüth zu erleichtern. Alsbald verstand jedoch Robert des Einsiedlers Geberden, doch auch schon das Wenige, was er gesprochen, hatte Graf Hochfurth vernommen, und nicht mehr gewillt, sich durch Bitten oder Vorstellungen aufhalten zu lassen, entschlüpfte er, nur dem Drange der unendlichen Liebe zu seinem Sohne folgend, durch ein Fenster, ohne daß die Beiden, die in dem anstoßenden Zimmer nur leise zusammen flüsterten, nur das mindeste Geräusch vernahmen. Er eilte fort durch den Wald, ohne zu ruhen und zu rasten und nicht eher stand er still, als bis er nach langer erschöpfender Wanderung oben auf den Trümmern Hochfurths angelangt. Von dem Moderstaub bedeckt, öde und unheimlich, wie es auf einer verfluchten Stelle sein soll, so fand der Geächtete hier Alles, und selbst Radeborn, dessen Habsucht jede Scholle anbaute, hatte die Gründe weit um den Berg herum, welcher die stolze Burg einst trug, unangebaut gelassen. Waren auch die Zinnen, die Thürme und alle Gemäuer über der Erde eingestürzt, so fand Leopold doch die Gewölbe unter der Erde, nachdem er sich durch Schutt und Trümmer gegraben, unverletzt.

Graf Hochfurth stand nun in der weiten von Steinpfeilern getragenen geweihten Halle, wo die Gebeinreste seiner Ahnen in zinnernen Särgen aufbewahrt waren. Keine Wehmuth, keine entmannende, überwältigende Erinnerung überkam Leopold, denn ihn

stärkte ganz und gar der schöne hohe Zweck, der ihn hieher geführt und der ihn nun von der Schlafsucht zum Handeln weckte. Fromm beugte er das Knie vor einem in Mitte der Gruft aufgerichteten eisernen Kreuze, an welchem die Abbildung Christus des Gekreuzigten in Lebensgröße hing, dann hielt er Rundschau und suchte sich von den Waffen und Harnischen, die hier neben den Schlummerstätten jener aufgehangen waren, die sie einst trugen, das aus, was er bedurfte und was ihm am besten paßte. Er wählte eine schwarze Eisenrüstung und auch einen solchen Helm, welcher durch das Herablassen des Visirs völlig geschlossen werden konnte; er wappnete sich damit, schnallte sich das beste Schwert um die Hüfte, und nahm dann einen Schild mit dem Gepräge des Wappens der Hochfurther von der Wand herab, Handschuhe, geformt aus stählernen Schuppen, wählte er zuletzt und setzte sich, jetzt erst sich Ruhe gönnend, auf einen der zinnernen Särge nieder. Den Rest des Tages brachte er hier zu, unter frommen Gebeten und ganz und gar mit dem beschäftigt, was er auszuführen gedachte; sobald aber die Nacht niedersank, verließ er die Grabstätte und ging schweigend, indem er einem finstern Geiste glich, über die Fluren Gero von Radeborn's nach jener Himmelsrichtung hin, wo die Thürme der Pfalzstadt ihre Kuppeln zum Monde erhoben. Nichts hatte er, wie es schien, in Aachen selbst zu thun, denn unferne den Mauern, über welche die Kaiserburg stolz herausschaute, wendete sich Leopold jenem Pfade zu, der hinan zum Calvarienberge

führte; hinter Büschen, Stationen und Kapellen verschwand dort der schwarze Ritter.

Ehe noch die Sonne jenes Morgens, der nun folgte, den Schauplatz erhellte und die Glocken des hohen Domes den Gerichtsfrieden einläuteten, waren schon alle Bewohner Aachens munter und auf den Beinen. Eine ungeheuchelte Theilnahme sprach sich in den Mienen und in den Gesichtern Aller aus, und obgleich man zweifelte, die weißglühende Pflugschar werde des Findlings Hand unversehrt lassen, so drängte doch Jeder nach dem Platze hin, wo seine Furcht vermehrt und sein Mitleid empfindlicher gereizt werden mußte.

Majestätisch und drohend zugleich erschallte da der Glockenton von allen Thürmen Aachens, und während sich die Augen der auf dem Calvarienberge harrenden Volksmenge nach dem Stadtthore richteten, kamen die Gerichtsfrieden und die geistlichen und weltlichen Bruderschaften mit Kreuz und Fahnen herausgezogen; geweihte Kerzen schimmerten und der Bußerweckungsgesang der Mönche faltete Allen unter Angst und Beklemmung die Hände.

In Mitte des zum Gottesurtheil gewählten Geleites schritt Heinrich barfuß im weißen wollenen Gewande, vor ihm her trugen vier Stadtknechte eine dampfende Kohlenpfanne, in deren Mitte die Pflugschar glühte.

Das Gesicht des Jünglings war bleich, denn er hatte sich, wie es einem Christen ziemt, durch Fasten und Beten zum Tode bereitet, den er

schuldlos leiden sollte; sein Auge aber zeugte von Fassung, von Muth und Ergebung. Vier vermummte Büsser Helmold, Fichtenstein, Robert und Wittekind gingen dicht neben Heinrich, um ihn zu stützen und zu führen, wenn ihn die Kraft verlassen sollte; Niemand wehrte diesen wackern Männern den Liebesdienst, den sie ihrem Freunde, selbst bis in den Tod bekümmert, leisten wollten.

Hoch zu Roß und umgeben von einem glänzenden Gefolge, hielt der Kaiser bereits oben auf dem Calvarienberge, wo die Feuerprobe stattfinden sollte.

Als der vorerwähnte Zug die Hälfte des Kreuzweges erreicht hatte, endete der Bußerweckungsgesang und es trat nun jene das Gemüth beengende Stille ein, wie sie schweren Gewittern vor deren Ausbruche voran zu gehen pflegt.

Jetzt stand Heinrich oben auf der verhängnißvollen Stelle, und das Auge erhoben zu Christus dem Gekreuzigten, dessen Abbildung hier zwischen der des rechten und des linken Schächers von dem Morgenhimmel sich abhob, glich er eher einem Heiligen als einem Verbrecher. Die Kohlen in der Pfanne wurden nun mächtig angeschürt, Rauch qualmte auf, Flammen züngelten und sobald die Pflugschar weißglühend wurde, stimmte der Bischof laut das Miserere an. Die ganze Volksmenge sang es mit und wünschte unter Angst und Grauen den Findling von Egisheim, dessen Herz sie

für rein und lauter hielt, nun auch rein gewaschen zu sehen von der so schweren Beschuldigung.

Da drängte sich Graf Hochfurth in der schwarzen Rüstung, den Streithelm geschlossen, in Radeborns Nähe, der seines Sieges gewiß auf der geheiligten Stätte dicht neben dem dampfenden Kohlenbecken stand. Sobald der Vater aber den schönen bleichen Sohn im Büßergewande erblickte, und ihm den Schmerz und das Bangen der Seele aus den Augen ablas, so stand er da wie gebannt, und konnte von all' dem, was er sich vorgenommen, nichts vollbringen.

Nun gab der Kaiser das Zeichen, die vermummten Büßer, Heinrichs Freunde, warfen sich auf die Kniee, Gott anflehend ein Wunder zu wirken, da es der Wahrung der Unschuld dem Laster gegenüber gelte, und Heinrich schritt mit sicherm Tritte, von dem höchsten Glaubensmuthe beseelt auf die Kohlenpfanne zu, um die Feuerprobe zu erstehen.

„Haltet ein!" rief es da unten im Thalesgrunde; „haltet ein!" schrie die Menge ringsum, und durch die Volkshaufen drängte sich bergan ein Waidmann im dunkelgrünen Jagdwamse; die Eile hatte sein Gesicht über und über geröthet, und der Schweiß klebte ihm die langen schon ergrauten Haare an Stirn und Schläfe. Sobald er oben stand, beugte er vor dem Bischof das Knie, erhob die Hand zum Schwur, rufend: „Der Findling ist unschuldig, so wahr mich Gott noch rechtzeitig anlangen ließ; zeit-

liche und ewige Strafe treffe mich, wenn ich lüge!"
Nachdem der Waidmann so gethan, erhob er sich und dem Gero von Radeborn, der mit aller Kraftanstrengung nach Fassung rang, einen durchbohrenden Blick zuwerfend, sprach er: „Wisset denn, müde vom Jagen lag ich im Schatten der Büsche in jener Schlucht, wo Ihr den Jüngling, der hier die Feuerprobe bestehen soll, meuchlings mit dem Schwert erschlagen wolltet! Ich sah euch zu dem kieselgründigen Bache hinab reiten, ohne etwas Arges zu ahnen, da blitzte plötzlich Euer Schwert und schneller, als ich es vermochte, Euch einen Bolzen durch das schlechte Herz zu jagen, riß der Findling sein Roß bei Seite, und da Euer Schwertstreich in die Luft ging, so riß Euch die Wucht vom Pferde, das ob Eures Sturzes scheute, ausschlug, und Euch, wie es schien, schwer verletzte. Ich sah nun, wie der Jüngling Euch nach dem Bache trug, Euch das Blut vom Gesichte wusch und Alles that, wozu sein Mitleid gegen Euch, Unwürdigen, ihn antrieb. Ich hörte das Bekenntniß Eurer Sünden, war Zeuge, wie Euch der herzensgute Findling vergab, und wie Ihr ihm auch gestandet, Ihr habet die Prinzessin Agnes entführen, und in die Herberge zum Fegfeuer bringen lassen. Weil ich mich nun nicht gerne in die Händel großer Herren mische, so blieb ich ruhig in den Büschen liegen, als ich nun aber am Stadtthore vernahm, was hier geschehen sollte, so eilte ich herauf, und stehe mit meiner Ehre und mit meinem Leben für die Wahrheit des Gesagten ein."

Ist einmal der Wahrheit Bahn gebrochen, so findet sie stets dann Ebner ihres Weges; so kam es auch jetzt, und als der Waidmann noch sprach, drängte sich jener Waffenknecht durch den geöffneten Kreis, welcher auf Heinrich in der Wetternacht den Bolzen abschoß, und von dem Jüngling vom Roße gestürzt edelmüthig verschont wurde; Gewissensbisse hatten ihn heraufgezerrt auf die Kreuzeshöhe, und auf Radeborn, seinen Herrn deutend, deckte er das ganze schlechte Spiel auf, das sich dieser mit Agnesen erlaubt, um die Gunst des Kaisers wieder zu gewinnen. Auch gestand dieser Mensch, dessen Gewissen plötzlich erwacht war, allerlei böse Streiche seines Herrn ein, und unter andern auch den: Nicht Graf Hochfurth habe früher Gero geneckt und muthwillig zum Kampfe gefordert, sondern Gero habe seinen Leuten geheißen Alles zu thun, was dem Hochfurther die Galle in's Blut jage; nebenbei habe er selbst an seinen Grenznachbar die unverschämtesten Ansinnen gerichtet, und ihn so lange und so beharrlich geärgert, bis der endlich des Streites müde, ihm einen Fehdebrief zuschickte. Frohlockend habe diesen Gero seinen Vertrauten gezeigt, und fest und sicher die Vermuthung ausgesprochen, der Kaiser werde ihm Alles, was er zum Verderben seines Nachbarn ersann, nach dessen Grundbesitzungen es ihm längst gelüstet, glauben, den Hochfurther als Landesfriedenstörer ächten, seine Burg brechen, und ihn mit der Gutsmarkung belehnen. „So wie Radeborn, mein Herr, es ersann," rief der Knecht, „so kam es auch wirklich, und

als die Burg brannte, glühte auch in meinem Herzen ein verzehrendes Feuer; nahe war ich daran, damals schon Alles zu entdecken; oft mußte ich noch Böses und Sünde thun in dem Dienste meines Herrn, als mir aber der Findling, auf dessen Herz ich einen Bolzen abdrückte, das Leben schenkte, und davon reitend mir die Worte:" „„Gott bessere Dich!"" „zurief, so beschloß ich ein anderer Mensch zu werden, um nicht der Verdammniß anheim zu fallen. Gottes Willen hab' ich nun erfüllt, mein Gewissen durch das Bekenntniß erleichtert, nun möge mir geschehen, was da wolle!"

Während nun die Volksmenge in ein weit hin schallendes Jubelgeschrei ausbrach, erfaßten Schrecken, wie am Weltgerichtstage, den entlarvten Sünder Radeborn, und auch den Kaiser, der wiederholt den, in welchem er den Räuber seiner Krone, von Wahnfurcht verblendet, erschaute, wunderbar geschützt sah.

Nun hatte die Stunde geschlagen, in welcher auch Leopold, der Geächtete, wieder erstehen durfte; er öffnete das Visier, und Radeborn starr in's Auge blickend, rief er: „Kennst Du mich?" Dabei zog er den Handschuh von der Rechten, und warf ihn dem Zerschmetterten vor die Füße, ihn zum Kampfe auf Tod und Leben fordernd.

Gero hob es nicht auf das Fehdezeichen, sondern bleich und an allen Gliedern zitternd, rief er: „Lügen! Nichts als Lügen!"

Da bückte sich denn der Bischof selbst nach dem Eisenhandschuh, hob ihn auf und warf ihn in die Kohlen. Der Dinge harrend, die nun kommen sollten, schwieg die Menge; eine lautlose Stille trat ein, und als der eherne Schuppenhandschuh weißglühend war rief der Bischof: „Jetzt ist's an Euch, Graf Radeborn, die Anschuldigungen, die Ihr vernommen, als falsch zu beweisen; fahrt daher mit nackter Hand in den Handschuh desjenigen, der Euch zum Kampfe auf Tod und Leben gefordert, und bleibt Eure Hand unversehrt, so treffe das Schwert der Gerechtigkeit Eure Ankläger. Sputet Euch so zu thun und beschwichtiget so den Sturm, der sich, Euch verderblich, in den Blicken Aller kund gibt!"

„Gnade! Barmherzigkeit!" rief jetzt Radeborn in die Knice sinkend. „Von dem Bösen verblendet, that ich das, wessen man mich bezüchtigt. Gnade! Barmherzigkeit! Lasset mir nur das Leben! Sperret mich in ein Kloster, ich will büßen, aber nur das Leben — nur das Leben schenket mir!"

Da brach der Sturm los, den der Bischof bereits in den Blicken Aller heranfliegen sah; Verwünschungen gegen den Elenden, der so viel Unheil über Schuldlose gebracht, stiegen auf, man riß ihn hinweg vom Pferde des Kaisers, an dessen Hufe er sich zähneklappernd anklammerte, und in der nächsten Minute lag seine Leiche entstellt und zerstampft auf der gottgeweihten Stelle, wo er seinen Bubenstücken die Krone aufzusetzen gedachte. — — —

Der Akt, den der Sünder Radeborn durch seine beharrlichen Lügen herauf beschworen, ward für ihn selbst zum Gottesurtheil, das der Unschuld glänzend den Sieg verlieh.

XIII.

Die eiserne Jungfrau.

Einige Stunden vor dem Ereigniß auf der Kreuzeshöhe des Calvarienberges ähnelte die Kaiserburg dem Sterbezimmer eines Biedermannes, wo Freunde, Nachbarn und Bekannte still, traurig und trostlos am Bette des unheilbar Kranken stehen, und nur die habgierigen Erben ihre innere Freude kaum zu bemeistern vermögen; jetzt aber glich die noch zuvor so schweigsame düstere Burg einem Hochzeitssaale, wo das Glück der Eingesegneten Gäste und Zuschauer zur Freude hinreißt, während nur ein verschmähter Brautwerber mürrisch und finster vor sich nieder schaut und mit dem Schicksale grollt.

Der so finster Blickende und mit dem Schicksal Grämelnde war hier der Kaiser; kalt und gleichgiltig schaute er auf der Kreuzeshöhe auf Radeborn nieder, als der Volkszorn diesen Elenden hinweg von seinem Roße riß, und ihn vernichtend unter die Füße trat; eben so kalt und gleichgiltig gegen das ihm zujubelnde Volk ritt Konrad vom Cal-

varienberge heim gen' Aachen, und nur manchmal schielte sein Auge seitwärts auf den schwarzen Ritter, der sich Heinrich als Vater zu erkennen gegeben, und in Begleitung von Helmold, Fichtenstein, Wittekind und Robert, langsam durch die Menge schritt, die ihn hoch leben ließ und bald ihm, bald dem Findling von Egisheim, über dessen Herkunft nun die verhüllenden Schleier gelichtet waren, die Hände drückte.

So rasch es thunlich war, zog sich Konrad, mit dem Ergebniß dieses Morgens schlecht zufrieden in die Burg zurück, doch auch hier sollte er jene Ruhe, die finster und ungestört brüten will, nicht finden; alsbald füllten sich die Gänge mit Volkshaufen an, und in dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ mischte sich häufig der: „Es lebe Leopold, Graf von Hochfurth und sein ritterlicher Sohn, der Findling von Egisheim!“

Graf Helmold und Fichtenstein wurden mit Hochrufen empfangen, wo sie sich immer zeigten, denn das Volk hatte erfahren, daß Helmold, um den Gottesgerichtskampf zwischen Gero und Heinrich möglich zu machen, den Letztern als seinen Sohn adoptirte, während Fichtenstein ihm den Ritterschlag habe ertheilen wollen. Daß das nun sogleich geschehe, verlangte das Volk; der Kammermeister erklärte sich mit Freuden hiezu bereit, und Graf Helmold schwur, daß der Findling von Egisheim, nun Heinrich Graf von Hochfurth, trotz der Entschleierung seiner Ge-

burt, nach seinem und Wendelas Ableben auch Herr und Eigenthümer von Egisheim werden solle.

Als gehe das Glück des Findlings auf das Volk selbst über, so froh und heiter strahlte jedes Gesicht, und lauter und immer lauter ward der Ruf, der Kaiser möge von Leopold die Acht nehmen, und dem Heinrich von Hochfurth die Güter Radeborns übergeben, nachdem Gott sich für ihn entschieden und sein falscher Ankläger bereits gerichtet sei.

Anscheinend freundlich trug Konrad dem Volkeswillen Rechnung, denn er fühlte in diesem Augenblicke, daß ihn eine Weigerung jetzt mehr, als den Beinamen des Strenggerechten, gekostet hätte. Während nun Heinrich Titel, Güter und Würden erhielt, waren seine Augen doch stets nur auf die ritterliche, Ehrfurcht einflößende Gestalt seines Vaters gerichtet, und da man nun noch eine bleiche Frau herbei trug, die an dem Fuße des Calvarienberges ohnmächtig geworden, als sie die Worte vernahm: „Jetzt erfaßt er das weißglühende Eisen!“ so that Heinrich einen Aufschrei der höchsten Freude und schloß seine gute treue Amme, die ihm Graf Helmold bereits als Mutter genannt, so fest in die Arme, als sollte nur der Tod diese Umschlingung lösen.

Fort in des Kammermeisters Haus, das sich gastlich Allen öffnete, ritten nun die Ueberglücklichen und ihre wackern vortrefflichen Freunde. Fichtenstein veranstaltete ein kostbares Wiedervereinigungsmahl, und fast sämmtliche Toaste, die man in des Herzens

ungestörter Freude ausbrachte, galten dem Wunderkinde, dem Findling von Egisheim, wie die Tischgesellschaft auch jetzt noch Heinrich nannte, der ihnen unter diesem Nahmen so lieb, so theuer geworden.

Nach aufgehobener Tafel und im traulichen Kreise der wackern Freunde, erzählte nun Graf Hochfurth dem Sohne alle seine Erlebnisse, nahm aber, um Heinrich gegen den Kaiser nicht zu erbittern, diesen stets in Schutz, der als strengster gewaltiger Herr Hochfurth nur in Folge Gero's Anschwärzungen und Lügen einst hatte berennen lassen; keine Sylbe erwähnte er jedoch, daß er denke, der Kaiser habe damals ihm das Kind stehlen lassen, wie er auch jene Scene ganz und gar verschwieg, die er, als Tasselgarts Rotte in den Felsklüften der Alpen gerichtet wurde, mit dem Kaiser zu bestehen hatte. Spät in der Nacht, als Heinrich, zur Ruhe gegangen, längst schlief, erzählte Leopold dem Kammermeister Alles, und der brach nun auch seinerseits das Schweigen; er erklärte, weßhalb der Kaiser Heinrich verfolgte, versichernd, Konrad habe nicht Radeborns sondern lediglich seinetwegen die so strenge und parteische Feuerprobe angeordnet, weil er nehmlich den Flecken über dem linken Auge des Jünglings plötzlich gewahrt, und ihm dieser eine Eidechse als die Ursache des Muttermaales genannt und so den Beweis geliefert habe, er sei der Sohn jenes finstern Wirthes, bei welchem Konrad einst in der Waldhütte eine schlaflose Nacht hinbrachte und seit dem die Ruhe und den Frieden verlor; gleichzeitig drückte der Kam-

mermeister dann seine Besorgnisse aus, Konrad werde, von Wahnfurcht verblendet, fortfahren Heinrich zu verderben und zwar um so mehr, als diesem bereits eine Grafenkrone auf dem Helm sitze, und er trotz all' der ihm gestellten Fallen im Sinne der Bezeichnung er sei ein Wunderkind, dem Throne des Deutschen Reiches gar nahe gerückt sei. Aus diesem Grunde rieth Fichtenstein, Leopold und sein Sohn mögen fort aus Deutschland ziehen, nachdem sie zuvor ihre Güter verkauft und sich anderwärts, fern von dem Grolle des Kaisers, dessen Wahnfurcht vor dem Kronenräuber unheilbar sei, seßhaft zu machen.

Leopold hatte, während Fichtenstein geredet, gar ernst vor sich auf den Tisch niedergeblickt und als der Kammermeister am Ende seiner Mittheilung die Meinung aussprach, Konrad sei von seiner Wahnfurcht nicht zu heilen, lächelte der Hochfurther und fuhr vergnügt mit der Hand über die Stirne, als sei er äußerst zufrieden mit dem Plane, mit dem er eben fertig geworden. „Mein Heinrich darf sich jetzt," sagte er, „nicht vom Hofe entfernen; aus dem Dunkel der Namenlosigkeit, aus der Abhängigkeit der Armuth stieg er plötzlich zur Würde eines Ritters, zum Range eines Grafen, zur Selbstständigkeit eines reichen Güterbesitzers; würde er nun den Zeugen seines Emporkommens entfliehen, so könnten gar Viele glauben sein Gewissen sage ihm, er verdiene die Auszeichnung des Schicksals nicht."

„Gleich ist's, was Narren glauben," meinte Robert, der, wie Fichtenstein, eine rasche Entfernung aus Deutschland für das Sicherste hielt.

„Nicht doch, mein Sohn," entgegnete da Leopold, „auf Narren muß man durch Vernunft wirken und ihnen gute Beispiele geben; auf solche Weise nur fallen die Schellen von den Narrenkappen; kurz, gebt euch zufrieden, ich bitt' euch darum! Ihr wißt nicht was ich weiß; später aber, wenn ich euch's sage und wenn geschehen ist, was geschehen muß, dann werdet ihr mir recht geben.

Helmold und Wittekind, die den Hochfurther und seinen wackern Sohn gerne als Nachbarn behalten hätten, nikten ihm zu und gaben ihm Recht, ohne daß sie eigentlich wußten weßhalb; es lag aber so viel Zuversicht und Festigkeit in Leopolds Gesicht, daß jedem das Widersprechen schwer geworden sein würde.

Durch gegenseitigen Besitz überschwänglich glücklich, schwanden Leopold und Gerbergen einige Wochen in ungetrübter Heiterkeit hin, und auf Hochfurth, von welcher Stätte des Bischofs feierliche Einsegnung den Fluch genommen, regte es sich geschäftig; aus dem Schutt und aus den Trümmern erhob sich hier allgemach wieder eine feste, umfangreiche Burg; empor wuchs sie mit jedem Tage über jene Erde, unter welcher Leopold den köstlichsten Schatz Treue bis in den Tod gefunden.

Da Graf Hochfurth nicht das Schloß Radeborns beziehen wollte, das sammt dessen Grundbesitzungen ihm und Heinrich in Folge des Gottesurtheils zugefallen, so beschloß er bis zur Wiederaufbauung seiner Stammburg in der Pfalzstadt zu bleiben.

Trotz des unverhofften Glückes, das Heinrich geworden, war er doch manchen Tag recht traurig, weil Gisella, die gar mütterlich, besonders für seine wissentschaftliche Ausbildung, gesorgt, ihn nun nie mehr zu sich berief, worüber er sich um so mehr grämte, als er allgemein erfuhr, Agnes liege krank in Marienau, welche Kunde er dadurch bestätigt fand, weil Gisela plötzlich abreiste und ihren Weg nach dem Münster Marienau nahm. Aus diesen Gedanken wurde Heinrich eines Tages plötzlich geweckt, indem ein Page des Kaisers bei ihm eintrat, ihn zu Konrad bescheidend, der, wie der Page sagte, seine gründliche wissentschaftliche Bildung zur Entzifferung einiger alter Urkunden zu benützen gedenke. Diese Einladung hielt der arglose Heinrich für einen annähernden Akt der Versöhnung; der kluge, um des Jünglings Wohl gar sehr besorgte Fichtenstein schüttelte aber dabei mißtrauisch den Kopf; er witterte eine Falle, in die Heinrich, wenn auch nur allgemach, aber sicher nach dem Plane des Kaisers gerathen sollte. Leopold fürchtete zwar für den Sohn für jetzt noch nichts, er ärgerte sich aber, daß er das, was er zu thun beschlossen, bis zur Stunde hinausgeschoben.

Hätte Fichtenstein, als er seine Besorgnisse Leopold gegenüber aussprach, den Kaiser tief unten im Erdgeschosse der Burg stehen, ihn an einen gar unheimlichen Ort hinstarren und dabei seinen triumphirenden Blick gesehen, so würde er gewiß nicht geduldet haben, daß Heinrich der Einladung des Pagen folge.

Im Erdgeschosse der kaiserlichen Burg befand sich nämlich schon von Alters her ein Gemach, so ein-

gerichtet, daß hier Verbrecher heimlich und ohne Menschenhilfe hingerichtet werden konnten. Auf einem Rade, welches durch das Öffnen der Pfortenschwelle in wasserrechten Umschwung gesetzt wurde, stand eine große weibliche Gestalt aus Eisen geschmiedet, gar beweglich und gelenkig; mit starken, raspelgleichen, eingekerbten Armen faßte dieses gespenstische Ungethüm beim Öffnen den Eintretenden und zwar so schnell, daß jedes Entrinnenwollen unmöglich war; zerquetscht und alle Glieder gebrochen wurden dem unglückseligen Opfer während des Umkreisens des Standbildes, das ihn dann mit Cyklopenkraft hinab in ein finsteres tiefes Loch schleuderte, von wo herauf man das Rauschen eines pfeilschnell hinschießenden Stromes vernahm.

Zum Vorwande, den jungen Hochfurther dahin zu führen, in dem Kaiser Konrad nun mit Sicherheit den künftigen Träger seiner Krone erblickte, sollte ihm das Aufsuchen wichtiger Urkunden dienen, welche in Schränken lagen, die an beiden Seiten der Burgverließe in der Steinwand fest gemacht waren.

Hinab zu diesem unheimlichen Orte führte nun der Kaiser, sobald Heinrich seinem Wunsche Folge geleistet und seiner Aufträge gewärtig war, den nichts Arges wähnenden Jüngling; Jeder der Beiden hatte eine Laterne in der Hand und unten angelangt, schloß der Kaiser eigenhändig einige der Kästen auf; da die Urkunden jedoch, die Konrad angeblich haben wollte, hier nicht gefunden wurden, so setzte man die Forschung weiter; Heinrich erbat sich die Schlüssel, weil

er bemerkte, der Kaiser drehe nur unter sichbarer Anstrengung die rostzerfressenen Schlösser in den Federn; er öffnete, sobald er sie erhalten, einen der tief in die Steinwand eingemauerten Schränke nach dem Andern und immer vergeblich suchend, kam man endlich an jene Thür, innerhalb welcher das unheimliche Standbild, die sogenannte eiserne Jungfrau, mit ihrer polypenartigen, zermalmenden Beweglichkeit gleich einem Gespenst im Dunkel thronte.

Obgleich Heinrich das Schloß dieser mit Eisenbändern beschlagenen Thüre bereits geöffnet, wollte sich diese doch nicht aufziehen lassen. Da meinte denn der Kaiser sie sei von der Feuchtigkeit, die hier beständig durch die Mauern sickere, verschwollen und rieth dem jungen Hochfurther, er möge nur mit aller Gewalt an dem eisernen Ringe ziehen.

Heinrich that, wie ihm geheißen, und seiner derben Jugendkraft gelang es alsbald die schwere Thüre aufzuziehen, nicht aber ganz, sondern nur zur Hälfte. Wie bei den übrigen tief in die Mauer eingefügten Schränken, die kleinen Gewölben glichen, wo man jedesmal hineingehen mußte, trat Heinrich auch hier, die Laterne in der Hand, über die Schwelle, und der Kaiser, der die halb geöffnete Thüre sich zu halten erbot, ließ diese, sobald Heinrich sich innerhalb dem Bereiche des Verderbens befand, aus, so daß sie mit einem dumpfen Schlage zufiel, der in den feuchten Gewölben und die Verließe entlang schaurig widerhallte. Gleich wie der Tod, legte Konrad das Ohr lauschend an die Thüre und hörte nun, indem es

ihn kalt vom Scheitel bis zur Sohle überkam, die knarrenden Schwingungen des Räderwerkes, vermittelst welches die entsetzliche Maschine in den Gang gebracht wurde.

„Es ist geschehen!" sprach nach einigen Sekunden der Kaiser; einen Schrei des Entsetzens aber stieß er aus, als die Thüre plötzlich mit Macht angelweit aufgestoßen wurde und Heinrich unverletzt heraus trat. Die Laterne erhebend, leuchtete der Jüngling nun hinein in den Gang, und nun erst das bewegliche eiserne Ungethüm gewahrend, dessen Klappern und Rasseln ihn zur schleunigsten Rückkehr bewogen, rief er: „Das ist häßlich! dessen bedarf kein gerechter Fürst!"

Um die Furcht vor der strafenden Hand des Gesetzes zu erhöhen, ließ Konrad seit vielen Jahren schon alle Verbrecher öffentlich hinrichten und diesem Umstande verdankte Heinrich auch jetzt seine Rettung, denn die so lange Zeit außer Gebrauch gesetzte Maschine kam wohl in Gang als er eintrat, die verquollenen Räder drehten sich jedoch nur in kaum merklichem Schneckengange langsam und keuchend um ihre Spindeln, so daß das zermalmende Ungeheuer erst seine Arme schloß und seine leichenhaft steifen Erdrückungsgeberden machte, als Heinrich schon außer dem Bereiche des Todes bei erhobener Laterne hinein starrte.

Wie Einer, der tödten will, und dem ein Krampf gerade in dem Augenblicke den Arm lähmt, in welchem er ihn zum vernichtenden Stoße erhebt, so sehr entsetzt

stand nun der Kaiser da. Die Laterne entfiel seiner fieberhaft aufzuckenden Hand, und dem jungen Grafen, der den Taumelnden stützen wollte, wich er aus wie einem überirdischen Wesen, dessen bloße Berührung Sterbliche tödtet. Um sein böses Vorhaben zu bemänteln, rief der Kaiser, der allmählig wieder Fassung gewann, und dessen Schreck in Ehrfurcht gegen den Jüngling überging: „Wir kamen unrecht, und der qualvollste Tod, mein Sohn hätte dich treffen können, wäre der Gang der Maschine, die ich bei Hinrichtungen nie anwendete, nicht ein so träger, stockender gewesen.“

Heinrich merkte von dem finstern Vorhaben nichts denn die Benennung: Sohn und der Schrecken des Kaisers, der unverkennbar auf dem todesbleichen Gesichte desselben hervor trat, bürgte dem Arglosen dafür, Konrads Groll habe sich gelegt und er sei ihm sogar nun in Liebe zugethan. Unbefangen fragte er, ob sie nicht fortfahren wollen die Urkunden zu suchen.

Konrad verneinte es und stieg nun wieder mit dem jungen Grafen jene geheime Stiege zu seinen Gemächern hinan, auf welcher er nur allein zurückzukehren gedachte, was auch geschehen wäre, wenn nicht Gottes Finger den Mechanismus der sogenannten eisernen Jungfrau gelähmt hatte, die Alles mit Tod und Zermalmung bedrohte, was ihrer grauenvollen Umarmung nahe kam.

XIV.

Gottes Wille ist mächtiger, als der des mächtigsten Sterblichen.

Senkrecht über der Kaiserburg zu Aachen hob sich des Mondes Scheibe, in den theilweise von düstern Wolken umhüllten Nachthimmel empor schwebend. Die späte Stunde hatte bereits die Arbeitsmüden in ihre Betten und die Müssiggänger zum Trunk und Spiele in die obern Stockwerke der Burg getrieben; nur einzelne geharnischte Hutknechte schritten unter den hohen Granitbogen des Erdgeschosses auf und nieder und gaben dadurch Zeugniß ihrer Wachsamkeit, daß sie die mit Stahl beschlagenen schweren Hellebarden von Zeit zu Zeit auf den Steinboden niederprallen ließen.

Gleich den Hutknechten, die unten im Mondschein und Dunkel auf- und niederschritten, wie finstere Gespenster, denen ein ernstes Gericht die Ruhe versagt, so maß auch Kaiser Konrad mit weiten Schritten und gesenktem Kopfe sein Gemach. Heinrich, der vom geschlechts- und wappenlosen Findling nun plötzlich zum Grafen von Hochfurth und Herrn auf Radeborn und Egisheim empor gestiegen, war der Gegenstand seines finster brütenden Nachdenkens. Jeder Schlinge entschlüpfte dieses Wunderkind bis jetzt, ja selbst jenem Gemache unten im Burgverließ, wo es der Kaiser durch Handfesten, die kein

Zeugniß geben, durch die Umarmung der eisernen stummen Jungfrau tödten wollte, entkam es unbeschadet.

„Dieses neugeborne Kind wird dein Eidam und Erbe werden," diese Worte, die der Kaiser während seines Nachtlagers in der Wildniß, als der Morgen dämmerte, vernommen, hatten nun eine gar ernste Bedeutung gewonnen und zwar um so mehr, als Konrad vor etwa einer Stunde einen Brief von dem Kloster Marienau erhielt, in welchem ihm Gisela schrieb, Agnesens Unwohlsein habe sich bei der Kunde des von Heinrich zu bestehenden Gottesurtheils so sehr verschlimmert, daß sie bereits das Aergste fürchte.

„Alle Umstände vereinigen sich" sprach Konrad, „um das Orakel, das ich in der Waldhütte vernommen, wahr zu machen, und da ich bereits alle Waffen erschöpft um das kronenräuberische Gespenst zu vernichten, so bin ich um Mittel verlegen, die nun angewendet werden sollen. Sonst zeigten meine Thaten immer von Bedächtlichkeit und Ueberlegung, alle waren sie durch zureichende Gründe zu bestimmten Ergebnissen vorbereitet und zwar so, daß auch der Druck des Zufalls sie nicht abweges führen, sondern ihnen zum Zwecke forthelfen mußte. Gleich geglätteten Kugeln, von starker Hand in genau passende Rinnen geworfen, rollten sie ohne Anstoß zum Ziele, so daß ich wie ein Künstler, welcher den wohlberechneten Kräften eines Getriebes trauen darf, ruhig und kalt die beabsichtigte Wirkung erwarten konnte; nun aber bin ich weder Anfänger, noch Ordner, noch Vollender des-

sen, was geschah. Bald trieb mich eine gewaltthätige Macht zu rasch vorwärts, bald lähmte die Ueberschwere derselben Macht wieder meine Kräfte. Rathlos stehe ich nun hier, meine Ohnmacht dem Findling gegenüber fühlend, während ein Wink von mir schon Tausende zerschmetterte, die mir und den Gesetzen zum Hohn den Landfrieden störten."

Nachdem der Kaiser die Stirne in finstere Falten gelegt, so zu sich selbst geredet, trat ein Kämmerling in sein Gemach und als er sich tief vor dem Gewaltigen gebeugt und sich entschuldigt hatte, daß er ihn noch in so später Stunde störe, gab er die Meldung ab, außen harre ein Mönch, der sich nicht abtreiben lasse und ohne Aufschub den Kaiser zu sprechen wünsche. Von höchster Wichtigkeit sei das, was er vorzubringen habe, und da der Mann so ernst nnd dringend geredet, so habe er es, äußerte der Kämmerling, für seine Pflicht erachtet, seinem kaiserlichen Herrn hievon Meldung zu machen.

„Du thatest wohl, mein Sohn," entgegnete der Kaiser freundlich, „denn das Unscheinbarste fällt in seiner Entwicklung oft gar folgenschwer in jene Wage, die in ihrem beständigen Schwanken bald Glück bald Unglück dem Sterblichen zur Schau hebt."

Wie beim Eintreten, so verbeugte sich auch jetzt der Kämmerling tief und drückte ehrfurchtsvoll die Lippen auf Konrads Hand, die der ihm gnädig zum Kuße reichte.

Einige Sekunden später trat in das Gemach des deutschen Kaisers ein hochgewachsener Mönch, in wel-

chem der Monarch auf den ersten Blick den Grafen Hochfurth erkannte, von dem er, sichtlich überrascht, einen Schritt zurück trat, in strengem Tone rufend: „Was soll die Mummerei?"

„Mir die Gelegenheit verschaffen, gnädigster Herr, Euch sprechen zu können, was Ihr mir, als ich mich zweimal unter meinem Namen anmelden ließ, geradezu verweigertet."

„Kecker Mann! Was wollt Ihr von mir?"

„Mich und Euch anklagen und gleichzeitig auch entschuldigen; unbekümmert um Euren richterlichen Ausspruch, will ich mit Euch als Mensch zum Menschen reden und wenn dann der Mensch Konrad wieder aus dem Verhältnisse des Menschen zum Menschen tritt, und als Kaiser mich zum Tode verurtheilen sollte, so soll kein Blick und kein Wort von mir verrathen, wovon hier zwischen Menschen die Rede war. Nicht um Gnade, nur um ein geneigtes Gehör bitte ich meinen Herrn und Kaiser, und daß keine Zornübereilung die Gedankenfolge störe oder dränge, welche ich höchst mühsam ordnete."

„So sprecht!" gewährte Konrad; „thut's aber so klar Ihr könnt, und dehnt mir nichts, was kurz gesagt werden kann, in die Länge aus."

„Alles, was vom Uebel ist, o Kaiser, das thatet Ihr mir an," nahm nun Graf Hochfurth das Wort; „Ihr zerstörtet meine Stammburg, Ihr zoget meine Güter ein und belegtet mich mit der Acht, weil ich durch das Ankünden der Fehde einen zanksüchtigen Nachbar zur Verträglichkeit schrecken wollte. Vor dem rücksichts-

los handelnden Grimme Euers Eifers, den Landfrieden fest zu begründen, flüchtete ich mich, nachdem meine Getreuen mir eine Gasse mit den Schwertern und Hellebarden durch die Erde hinaus in den Aarwald gruben. Meine Hausfrau, gleich unschuldig an meinem Vergehen, wie der, den sie damals unter ihrem Herzen trug, erhielt mir die Liebe zum Leben, die Ihr mir so sehr verbittertet. Da verirrtet Ihr Euch endlich in die Wildniß und fandet bei mir ein Nachtlager während mir gerade, mit Gottes Hilfe, ein Knäblein geboren wurde. Fest war ich damals entschlossen in Euch den Urheber meines Elends zu besiegen; als ich aber den unschuldsvollen Säugling in den Armen der Mutter liegen sah, so schämte ich mich des blutdürstigen Gedankens, den mir offenbar der Böse zugeflüstert; auf die Knie sinkend und Gott um Verzeihung bittend, that ich einen heiligen Schwur, nach welchem Ihr so sicher unter meinem schlechten Dache ruhen konntet, wie hier in Eurer festen Burg. Daß Ihr mit meinen Gütern den Ankläger, den ränkesüchtigen Gero, belehntet, davon wußte ich, in der Wildniß lebend, nichts und ich wollte Euch in dem Glauben, Ihr habet Euch mit meiner Habe bereichert, durch den Gedanken ärmer machen, Ihr werdet das eingezogene Gut nicht an Eure Kinder vererben. Dieses Vorhaben führte ich aus, indem ich geräuschlos zu dem Schilfdache empor kletterte, unter dem Ihr schliefet, und mit verstellter Stimme rief, das neugeborne Kind werde Euer Eidam und Erbe werden. Dreimal that ich so, und durch die Fugen der Dielen herab auf Euch blickend,

sah ich, wie Ihr erstaunt aus dem Schlaf auffuhrt, meinen Worten wie denen eines Orakels lauschtet und dann das Feuer mächtig anschürtet, an dem Ihr Euch jedoch, wie es schien, die vor Schrecken kalten Hände nicht erwärmen konntet."

Wie Einer, der plötzlich nach langer Einzwängung einem engen niedern Kerker entspringt, dehnte sich Konrads ritterliche Gestalt in die Länge, indem dabei ein „Ach!" der freudigsten Ueberraschung seinen Lippen entschlüpfte, den schweren lastenden Druck von seinem Gemüthe hinweg nehmend.

„Dieser böse Muthwille," fuhr Graf Leopold fort, „raubte mir mein Weib und mein Kind, und unter Thasselgarts Bande gerathend, verlor ich nach jener schrecklichen Scene, die ich mit Euch bestanden, und wo ich, selbst betrogen, das Kind, das man in meinen Armen erschoß, für das meine hielt, den Gebrauch der Vernunft; der ward mir wieder, als ich durch Robert Freydank, den Sohn des wackern Klaus, der sich für mich hochherzig opferte, erfuhr, die Meinen, die ich als todt betrauert, leben. Ich konnte wieder folgern und ersah so, indem ich in die Vergangenheit blickte, daß Ihr meines Glückshortes nicht habhaft wurdet, sonst hättet ihr ja damals das Kind in meinen Armen nicht tödten lassen, und die Kunde von dem Muttermaal meines Heinrichs, den man den Findling von Egisheim nannte, bewies mir, Robert rede wahr und der Himmel habe den beschirmt, den Ihr zu verderben Euch bestrebtet. Während nun die Kunde von dem Leben meines Weibes und von dem

meines Sohnes, der brav und bieder geworden, und den das Gerücht ein Wunderkind nannte, meine Leibes- und Seelengesundheit förderte, vernahm ich plötzlich mein Heinrich solle sich von dem Verdachte eines beabsichtigten Meuchelmordes durch das glühende Eisen reinigen. Da floh ich aus der Klause Wittekinds, eines vortrefflichen edlen Menschenfreundes, welcher an der Marienauer Niederung lebt, und schon Manchen aus dem Moor gerettet; fort eilte ich auf Hochfurths Trümmer, wappnete mich in der Begräbnißstätte meiner Ahnen, die der Brand verschont, und mit dem festen Entschluß, den falschen Gero von Raderborn zum Gottesgerichtskampfe zu fordern, bestieg ich die Kreuzeshöhe des Calvarienberges bei Aachen. Dort hielt jedoch, wie Ihr Euch sattsam überzeugtet, Gott selbst Gericht, Er, der nicht wollte, daß der umkomme, der Eure Tochter rettete und den Er bis jetzt so sichtbar beschützte.

In Folge dessen, was sich auf dem Calvarienberge ereignet, wurde mein Sohn von dem schweren Verdachte befreit, zum Ritter geschlagen und zum Herrn von Hochfurth, Radeborn und Egisheim ernannt. Die Acht wurde auch von mir genommen, und aus den Trümmern des Todtenhügels, von welchem der Segen des hochwürdigen Bischofs den vorschnell ausgesprochenen Fluch genommen, steigt nun meine Stammburg verjüngt empor. Während Alles so nach Gottes Plan und mit seiner Hilfe zum Guten sich wendete, nahm ich mir immer vor, mich selbst ob des Muthwillens, den ich in der Waldhütte an Euch ver-

übt, anzuklagen; immer aber schreckte mich Eure Strenge zurück, und erst als ich von meinem Heinrich erfuhr, daß er bei dem Suchen nach Urkunden bald durch einen bösen Zufall in die zermalmende Umarmung der eisernen Jungfrau gerathen wäre, erkannte ich, Ihr seiet von Euerer Wahnfurcht noch nicht befreit und das Leben Heinrichs, in dem Ihr von mir bethört, den Räuber Eurer Krone erblicktet, sei noch immer gefährdet. Da legte ich denn diese Vermummung an, denn es drängte mich, Euch meine Sünde zu bekennen, und so das nun geschehen, harre ich in Geduld und Ergebung Eures Ausspruches, schwörend, daß nie im Leben oder Sterben von mir Jemand erfahren soll, was ich in so später Stunde Euch berichtet.“ So sprechend sank Leopold von Hochfurth auf die Kniee und senkte den Kopf gleich einem Büßer, dessen Ahnung zwischen einem Verdammungsurtheil und einer Lossprechung schwankt.

Der Kaiser, in diesem Augenblicke ganz Mensch, war gewaltig erschüttert; nieder ließ er sich in seinen Armstuhl und den Ellbogen auf das Knie, und das bebartete Kinn in die Hand gestützt, blickte er auf Leopold herab, der noch immer den Kopf gesenkt hatte, dessen harrend, was der Kaiser über ihn verfügen werde.

„Steht auf!“ sprach Konrad endlich, indem seine Stimme vor Rührung zitterte, „und schicket mir morgen bei dem ersten Frühroth Euern Sohn in meine Burg; gelobet, ihm nichts von all’ dem zu berichten, was sich hier ereignet.“

„Ich gelobe es," sprach der Kniende, feierlich die Hand zum Schwur erhebend.

„So nun geht!" gebot der Kaiser.

Graf Hochfurth erhob sich, küßte des Monarchen Haud, die der ihm nicht entzog, und entfernte sich zwischen Furcht und Hoffnung schwankend.

Jetzt erst, nachdem der Kaiser allein war, sank er von dem Stuhle herab auf die Knie und betete lange und innig zu dem, der das Wunderkind beschützt und der ihn eben durch das Bekenntniß, welches Leopold von Hochfurth ablegte, von seiner Wahnfurcht heilte.

So wie Konrad es befohlen, stellte sich Heinrich bei dem ersten Frühroth bei ihm ein, erhielt von ihm einen versiegelten Brief an die Kaiserin Gisela, welchen er rasch nach Marienau bringen sollte, wo die hohe Frau der kranken Tochter pflegte. Das, was dort Konrads Willen zufolge geschah, sollte der Hinwelkenden das Leben retten und ihn mit seinem Gewissen versöhnen, dessen Stimme immer lauter ward.

Den Tag über war viel Bewegung in der kaiserlichen Burg, und Konrads erste Würdenträger, die sich gerade am Hoflager befanden, unterzeichneten eine Akte, die der Kaiser noch in verwichener Nacht, nachdem er inbrünstig zu Gott gebetet, aufgesetzt hatte, die Worte einfließen lassend: „Wenn es anders Gottes Wille ist."

Als das Getümmel in der Burg verbrauste, befand sich Graf Leopold und Fichtenstein, die er zu sich

beschieden, allein noch bei dem Kaiser. Der Monarch redete von gleichgiltigen Dingen; sein Gesicht war heiter und zeigte den Frieden, der ihm nach langer Abwesenheit endlich wieder in das Herz zurückkehrte. Tiefe Nacht deckte bereits die Gefilde und einige Mal fragte schon Leopold, ob der hohe Herr, der oft gedankenvoll und schweigend vor sich niederblickte, nicht etwa allein zu sein wünsche.

Konrad schüttelte den Kopf, äußernd, er erwarte einen Boten von Marienau, und bis der eingetroffen, mögen Leopold und Fichtenstein bei ihm bleiben und sich nichts darum kümmern, wenn er zuweilen wortkarg sei.

„Endlich! Nun die haben Eile!" sprach da lächelnd der Kaiser, als ein paar Pferde in den Schloßhof jagten, deren überstürzenden Galopp man deutlich bis zu seinem Gemache herauf vernommen. Fühlend, es sei besser, wenn er sich jetzt setze, um keine Schwäche zu verratheu, ließ sich Konrad auf seinen goldgestickten Lehnstuhl nieder; eilende Tritte wurden auf der Treppe laut und Heinrich und Robert, der auch mit ge'n Marienau geritten, traten ein.

Heinrich, dessen Antlitz die höchste Freude röthete, hatte nur Augen für den Kaiser, und mit dem Ausruf: „Vater! Mein Vater!" sank er hin zu Konrads Füßen, ergriff seine Hände, die er in den seinen zittern fühlte, und weinte Thränen des seligsten Empfindens auf dieselben. Der Kaiser bückte sich, küßte den Jüngling auf die Stirne, half ihm dann zärtlich auf und stellte ihn den Ueberraschten als sei-

nen Tochtermann vor, den man, wie er befohlen, in dem Kloster Marienau mit der offenbar dem Grabe Zuwelkenden traute, auf daß sie wieder auflebe und er Jenen, welchen er wehe gethan, ein Zeugniß gebe, der Hader habe nun ein Ende.

Nie stand Kaiser Konrad so selig froh vor Menschen, und als ihm nun alle Anwesenden zu Füßen fielen, so ließ auch er sich auf ein Knie nieder, nahm das Barret vom Kopfe, faltete die Hände und sprach laut und andächtig ein Vaterunser. „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Bei dieser Bitte rannen ihm die Zähren unaufhaltsam über die Wangen; Graf Hochfurth schluchzte laut und Fichtenstein, aus dessen Mund nie eine Schmeichelrede gekommen, rief überwältigt von dem, was er fühlte, sobald das Vaterunser gebetet war: „Gott erhalte Deutschland diesen Kaiser!"

Auch die Andern hätten gern in diesen Ruf mit eingestimmt, wenn die tiefe Rührung ihnen gestattet haben würde, ein Wort über die bebenden Lippen zu bringen.

Versöhnt war der Himmel, versöhnt und glücklich die Menschen, und als bald darauf die Burg Hochfurth fester als je auf der von dem Bischofe eingesegneten Stelle in das Thal hinab schaute, sprach jeder Wanderer, der unten vorüber ging, und der Kunde von den Erlebnissen des Wunderkindes hatte: „Da droben hauset ein edles, glückliches Paar."

Nachdem so die Stürme vorüber gebraust, und sich manche schöne freudenvolle Scene auch unter dem Dache des Klausners Wittekind, wie der es vorher gesehen, und den die Vermählten oft besuchten, entfaltet hatte, beglückte Heinrich durch Milde und Güte seine Unterthanen, und wie Leopold und Gerberga, Graf Helmold und dessen Gattin eine innige Freude an ihrem Lieblinge hatten, sprach man weit durch Deutschland hin von Heinrichs Ritterlichkeit, von seinem unerschütterlichen Muthe und von der Uneigennützigkeit, in der er für die Sache der Bedrängten das Schwert zog, ohne dabei je einen Vortheil als den, zu helfen, in Betracht zu ziehen.

Da Heinrich, Graf von Hochfurth, vor Allem Billigkeit übte, und nie einen ihm geleisteten Dienst unbelohnt ließ, so betraute er jenen Waidmann, der in verhängnißvoller Stunde auf der Kreuzeshöhe ihm als rettender Engel erschien, mit der Verwaltung seiner Forste, und den Raderborner, der, verführt von seinem schlechten Herrn, lange Zeit schwer sündigte, nun aber aufrichtig Besserung übte und ein anderer Mensch ward, machte er zu seinem Burgvogte; Robert Freydank erhielt bei Heinrich keine Stelle; er liebte ihn als seinen Bruder; in der Eigenschaft eines solchen sollte er bis an sein Lebensende bei ihm bleiben und an Glück und Unglück, wie es eben der Herr füge, theilnehmen.

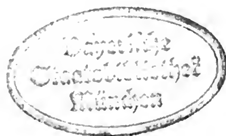
Nach Kaiser Konrads Tode ging die Regierung auf dessen Sohn Heinrich III., genannt der Schwarze, über. Konrad hatte ihn schon in jener Akte zu seinem

Thronfolger erklärt, in welcher er die Worte einfließen ließ: „Wenn es anders Gottes Wille ist," und die von den damals gerade in Aachen anwesenden Großen unterzeichnet wurde, als Heinrich den Brief des nun verblichenen Kaisers nach Marienau brachte, durch dessen Inhalt er zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht und für so manche trübe Besorgniß glänzend belohnt wurde.

An Heinrich III., einem männlich schönen Jünglinge, erkannten die Zeitgenossen Kraft und Würde, Geist und hohe Tugend. Man gehorchte ihm aus Liebe nicht minder, als aus Ehrfurcht, und glänzend überragte Germanien unter seiner Beherrschung alle Staaten der Christenheit. Einige Häupter ausgenommen, deren starren Trotz er beugte, deren neu erhobene Ansprüche er in die Schranken des alten Rechts zurückwies, klagte Niemand im weiten Reiche über ihn. Nicht strenger gegen andere, als gegen sich selbst, forderte er nicht nur, sondern gab auch Gerechtigkeit und erfüllte, was dem Kaiser obliegt, nicht minder genau, als er auf Jenem bestand, was des Kaisers ist.

Innig befreundet war Heinrich, Graf von Hochfurth, mit Heinrich dem Schwarzen, der ihn alsbald nach seiner Thronbesteigung auf der festen Burg besuchte und von ihm in die Hallen jenes feuerfesten Kellers geführt wurde, wo Klaus Freydank und viele Tapfere für Leopold gefallen. Anerkennung und Dankbarkeit hatten die Hallen dieses feuerfesten Kellers in eine Kapelle umgeschaffen, und den Gefallenen ein

Denkmal mit der Aufschrift setzen lassen: „Die hier Ruhenden bewährten ihre Treue bis in den Tod. Gott möge ihnen lohnen und vergelten, was sie für ihren bedrängten Herrn gethan.“ Tief erschüttert und gerührt umarmten sich an dieser heiligen Stätte, die nun durch die Bande des Blutes Verwandten, und ward auch Heinrich, dem Wunderkinde, nicht die Krone des deutschen Reiches, wie Konrad früher gefürchtet, so war er doch eifrig bestrebt, durch Rath und That dahin zu wirken, daß des verblichenen Kaisers jugendlicher Sohn sie mit Würde trug, was hauptsächlich dadurch geschah, weil Heinrich III. schon frühzeitig erkannte: der Wille Gottes sei mächtiger als der des mächtigsten Sterblichen!



Inhaltsverzeichniß:

Seite

I.

Der Todtenhügel 1

II.

Der auf der Bärenjagd Verirrte 19

III.

Das Nachtlager in der Wildniß 33

IV.

Wahnfurcht 48

V.

Die Unschuld unter Gottes Schutze 58

VI.

Das Wandlungsglöcklein von Marienau 70

VII.

Die Amme 80

VIII.

Das Wunderkind 93

Seite

IX.

Wittekind der Klausner 103

X.

Das Fegefeuer 120

XI.

Das rettende Hüfthorn 136

XII.

Das Gottesurtheil 151

XIII.

Die eiserne Jungfrau 166

XIV.

Gottes Wille ist mächtiger als der des mächtigsten Sterblichen 177

















